12

Landesbibliothek
Coburg

D IIIa
1554
22
Coburger
Landes-
Bücherei

Geister,

Zauber, Hexen- und Kobolds-Geschichten.

Viertes Bändchen.

H.S.C. BIBLIOTHEK COBURG

Eisenach,
bey August Krumbhaar 1795.

Landesbibliothek
Coburg

Ritter
Kunz von Lobdaburg.

Eine
Geistergeschichte.

Der Donner brüllte fürchterlich, zischend trennte Blitz auf Blitz die undurchdringliche Finsterniß und laut heulte der Sturmwind durch die Felsenklüfte, als Ritter Kunz von Lobdaburg von einem kleinen Zechgelag, das einer seiner Burgnachbarn angestellt hatte, in seine Burg zurückkehrte.

Der Thurmwart hatte schon den Eintritt der Mitternachtsstunde verkündet, als er vom Regen ganz durchnäßt daselbst ankam. Er eilte daher unverzüglich seinem Schlafgemache zu, ließ sich stracklichst von seinem treuen Knappen Wolf entwaffnen, und warf, ohne vorher etwas zum Nachtimbiß zu sich zu nehmen, oder seinen Nachttrunk sich reichen zu lassen, seinen ermüdeten und halb erstarrten Kör-

Körper auf das weiche Lager; allein der fortdauernde grause Kampf der Elemente ließ ihn nicht die Ruhe finden, die er hier gesucht und deren er so sehr bedurfte. Der rollende Donner erschütterte die Grundfeste der Felsenwohnung, und der wüthende Orkan stürmte mit solcher Heftigkeit gegen die Fenster, daß unserm Ritter darob ein ganz ungewöhnliches Grausen ankam. Er konnte sich nicht entsinnen, je ein solches Ungewitter erlebt zu haben, und war eben im Begriff seinen Knappen zu wecken, um mit ihm die nächtliche Weile zu verkosen, als der Wind mit großem Geräusch ein Fenster aufstieß und das hellbrennende Nachtlicht verlöschte. Zu gleicher Zeit rauschte die Thür auf und eine lange hagre Gestalt in ein Todtengewand gehüllt trat langsam und feyerlich herein.

Obgleich Kunz nicht furchtsam war, so konnte er doch nicht verhindern, daß ihn beym Anblick dieser Erscheinung nicht ein kalter Schauer überfloß. Er blieb einige Zeit unentschlossen, ob er die Gestalt — die unsern

der Thüre stehen blieb und nur dann recht sichtbar war, wenn ein Blitz die dicke Finsterniß verscheuchte — anreden sollte oder nicht, und überlegte noch bey sich, welches wohl das rathsamste seyn möchte, als die Gestalt ihm durch wiederhohltes Winken zu verstehen gab, daß er ihr folgen möchte.

Kunz trug Anfangs Bedenken zu gehorchen, nicht etwa aus Mangel an Herzhaftigkeit, nein! unter seinem Waffenkoller schlug ein Herz, das keine Gefahren, ja den Tod selbst nicht scheute, wenn Minne, Religion und Ehre es heischten, sondern weil er es für Vermessenheit hielt, sich der Leitung eines Geistes anzuvertrauen, von dem er nicht wußte zu welcher Gattung er ihn zählen sollte, ob zu der Zahl der guten oder bösen. Daher seine Unentschlossenheit, daher seine Bedenklichkeit, welche der Geist durch wiederhohltes Winken zu heben suchte.

Die Bemühung des letztern war auch nicht vergeblich. Kunz — der umsonst ver-

sucht hatte, ihn hier zum Sprechen zu bringen — ließ sich, von Neugierde gereizt, endlich willig finden, sein Begehren zu erfüllen. Mit dem Schwerdte in der Hand trat er seine nächtliche Wanderung an und kam unter der Leitung seines Führers durch einen engen, dunkeln, ihm ganz unbekannten unterirdischen Gang in ein kleines spärlich erleuchtetes Gewölbe, in dessen Mitte neun Ritter um einen runden Tisch herum saßen, auf deren Gesichtern man die unverkennbarsten Spuren der Reue und Verzweiflung erblickte und deren Augen starr auf eine Urne gerichtet waren, die mitten auf dem Tische stand, und deren simple Form ein sehr hohes Alter zu verrathen schien.

Ritter Kunz sah bey diesem Anblick seinen Führer voll Verwunderung an, und fragte ihn durch einen forschenden Blick, wer diese dem Anschein nach unglückliche Männer wären, und was in der Urne sey, welche ihre Aufmerksamkeit so gefesselt hatte, daß sie darüber seine Gegenwart nicht zu bemerken

schie-

schienen? Allein sein geheimnißvoller Führer schien nicht Lust zu haben, seine Neugierde zu befriedigen. Er that nicht, als ob er seinen Blick verstanden hätte, und gab ihm durch Zeichen zu erkennen, daß er ihm weiter folgen möchte.

So gern auch Kunz über dieses Gesicht einigen Aufschluß gehabt hätte, so sah er doch aus allen Umständen, daß er seine Wißbegierde vor der Hand beschränken müsse. Er folgte daher seinem Führer erwartungsvoll weiter, und trat durch eine eiserne sich von selbst öffnende Thür in ein Gewölbe, welches ungleich größer war, als das, aus welchem er kam, und in dessen Mitte ein schwarz gedeckter Tisch stand, auf welchem man ausser zwey großen brennenden Wachskerzen, einem silbernen Krucifix und natürlichen Todtenkopfe, ein großes in schwarzen Sammet gebundenes Buch erblickte.

Der Geist näherte sich dem Tische mit vieler Ehrerbietung, neigte sich dreymal mit

kreuzweis über die Brust gelegten Händen, fiel dann nieder auf die Knie und murmelte mit gen Himmel gerichteten Blicken ein langes unverständliches Gebet. Dann richtete er sich wieder in die Höhe, schlug das auf dem Tische liegende Buch auf und gab dem erstaunten Kunz durch sehr begreifliche Zeichen zu verstehen, daß er sich ebenfalls dem Tische nähern und seinen Namen in eben erwähntes Buch schreiben möchte.

Ritter Kunz trug in Ansehung des letztern grosses Bedenken, und verlangte durchaus zuvor von seinem Führer zu wissen, was dieses eigentlich für ein Buch sey, und zu welchem Endzweck er seinen Namen hinein schreiben sollte? Allein da er sah, daß der Geist über seine Weigerung höchst traurig und mißmuthig wurde, unterdrückte er sein Mißtrauen und seine Neugierde und entschloß sich zu thun, was man von ihm verlangte.

Auf einmal heiterte sich die Stirne des Letztern wieder auf. Er reichte Kunzen eine metal-

metallene Feder, ritzte ihm mit einem Dolche den Arm und verständigte ihn sodann durch Gesten, daß er das aus der Wunde dringende Blut statt der Tinte gebrauchen möchte.

Kunz stutzte hierüber von neuem. Da er sich aber schon zu weit eingelassen hatte; so glaubte er ohne Gefahr nun nicht wieder zurück treten zu können. Er that daher dem Verlangen seines Führers vollkommen Gnüge, und sah nach vollbrachtem Geschäfft mit gespannter Erwartung dem Ende dieses nächtlichen Abentheuers entgegen. Er war bey sich überzeugt, daß der Geist endlich einmal eine Sprache für ihn bekommen werde, und sah nach wenigen Minuten, daß er sich nicht mit vergeblicher Hoffnung getäuscht hatte. Der Geist brach wirklich jetzt sein hartnäckiges Schweigen; allein zu Kunzens größtem Mißvergnügen, entdeckte er gerade nicht mehr als nothwendig war, um die Neugierde des Erstern noch mehr zu spannen.

„Jüngling!“ sagte er, „die Vor-„sehung hat Dich zum Vollzieher einer „wichtigen Handlung erkohren! Unter-

„wirf

„wirf Dich ihrer Führung willig, und „forsche nicht vorwitzig, zu welchem Zweck „sie Dich leitet. Murre nicht, wenn der „Himmel sich über Dir verfinstert, und „wähne Dich nicht von ihm verlassen, „wenn blitzschwangere Wolken Dir den „Untergang drohen. Der Weg zur Glück„seligkeit ist oft rauh und gefährlich, und „um die schönste Rose findet man gemei„niglich die spitzigsten Dornen. Laß Dich „nicht vom Strom der Sittenverderbniß „dieser Zeit mit fortreissen, sondern suche „dein Herz rein zu halten von jedem Ver„brechen. Vorzüglich hüte Dich für dem „Laster der Unkeuschheit. Du bist jung, „feurig und wohlgebildet und die Weiber „dieser Zeit halten nicht mehr so streng „auf Zucht und Sittsamkeit, wie sonst. „Sie werfen ihre Augen überall lüstern „umher, und besitzen zu wenig Enthalt„samkeit, um eine Beute wieder fahren „zu lassen, die sie einmal in ihren Netzen „gefangen halten. Hüte dich daher für „ihren Schlingen, und traue nicht ihren

„süßen

„süßen Schmeicheleyen, wodurch sie ge=
„wöhnlich unsern Verstand in den Schlaf
„zu lullen suchen. Zu spät erwacht man
„davon, sieht sich gefangen und bereu't
„es, seine Freyheit so wohlfeil verkauft
„zu haben. Doch mißverstehe mich nicht!
„Ich verlange nichts weniger von Dir,
„als daß du der Minne ganz entsagen sollst.
„Nein! das wäre Thorheit. Minne ist
„ein sehr schätzbares Geschenk des Him=
„mels, ohne welches unser Leben oft ganz
„freudenleer dahin fließen würde. Es
„ist billig, daß du dessen sanften Einfluß
„empfindest, und die Freuden der Liebe
„genießest. Ein Mädchen, schön wie
„die Mutter Gottes, und eben so hold
„und tugendsam, wird Dich als Gatten
„küssen, Sorge und Kummer mit Dir
„theilen und Dir durch ihre holde Minne
„dein Leben angenehm zu machen suchen.
„Allein noch ist die Stunde entfernt,
„wo Du dieses Glücks theilhaftig werden
„sollst. Erst nach Vollendung des großen
„Werks, zu dessen Ausführung Du schon,

„ehe

„ehe deine Augen das Licht der Welt er-
„blickten, durch einen weisen Rathschluß
„des Himmels ernennt bist, wirst Du zum
„Besitz deiner künftigen Gattin gelangen;
„erst dann, wenn Du deine Bestimmung
„vollkommen erfüllt hast, wird der süße
„Genuß der Minne dich laben. Aber
„dann — — doch mir ist es nicht er-
„laubt den Schleyer zu heben, der die
„Zukunft deinen Augen verhüllt. Folge
„meinen Ermahnungen und sey versichert,
„daß dann meine Verheissungen nicht
„unerfüllt bleiben werden. Jetzt laß
„uns scheiden. Sehn wir uns wieder,
„dann bist Du dem Ziele deiner Glückse-
„ligkeit nahe. Bis dahin laß Dir gegen
„niemand merken, wo Du warst und was
„Du gesehen, und vergiß nicht, daß Du
„das Werkzeug einer höhern Macht bist,
„die durch Dich zum Guten wirkt. Präge
„Dir diese meine Worte tief ins Herz,
„und lebe wohl!“

Als der Geist seine Rede geendigt hatte, schob er den höchst erstaunten Kunz zu einer

klei-

kleinen Thür hinaus, und schloß dieselbe sorgfältig wieder hinter ihm zu.

Als Kunz sich von seinem Erstaunen wieder ein wenig erhohlt hatte, bemerkte er erst, daß er sich in seiner Burgkapelle befand. Um ihn her herrschte Grabesstille und undurchdringliche Finsterniß, und nur dann und wann erleuchtete ein fernes Wetterleuchten die gewölbte Kuppel. Mit verschränkten Armen stand er da und dachte den Ereignissen der letzten Minuten nach, und noch schwebten ihm die Worte des Geistes deutlich vor den Ohren. Er fand reichhaltigen Stoff zum Nachdenken darinnen, und hätte mit Freuden die Hälfte seines Vermögens darum gegeben, wäre jemand im Stande gewesen ihm seine Zweifel zu heben, und zu lösen das große Geheimniß, in das er nicht einzudringen vermochte.

Erst nach Verlauf einer guten halben Stunde fühlte er das Unbequeme dieses Aufenthalts. Er wünschte aus mehr als einer Rücksicht wieder auf seinem Gemach zu seyn,

und fand bey genauerer Untersuchung zu seiner unbeschreiblichen Freude und großen Verwunderung den Weg dahin nicht versperrt. Die Thür der Capelle stand wider Gewohnheit offen. Er begab sich daher in aller Stille wieder auf sein Zimmer und fand jezt leicht die Ruh, die er vorhin vergeblich gesucht hatte.

Bey seinem Erwachen erinnerte er sich der Geschichte der vorigen Nacht nur noch wie eines Traumes. Er war auch nicht abgeneigt alles für ein Spiel seiner geschäfftigen Einbildungskraft zu halten; allein er wurde bald vom Gegentheile überzeugt. Denn kaum wußte man auf der Burg, daß er wach und aufgestanden war; so kam auch schon der Thurmwart und meldete mit einer bedenklichen Miene: daß er verflossene Nacht, nachdem das Ungewitter fast ganz vorüber gewesen sey, einen Ritter mit bloßem Schwerdte und blutigen Wamms habe aus der Kapelle kommen und geradesweges auf den Haupteingang der Burgwohnung zugehen sehn. Er wollte beym

Schein

Schein des Blitzes sogar eine flüchtige Aehnlichkeit zwischen der Erscheinung und seinem Herrn bemerkt haben, und ließ nicht undeutlich merken, daß er diese und den Ritter für ein und dasselbe Individuum halte, ob er schon nicht begreifen konnte, was dieser zu einer so ungewöhnlichen Zeit dort gemacht haben sollte.

Kunz, der hieraus deutlich sah, daß es mit dem nächtlichen Abentheuer seine vollkommene Richtigkeit habe, gab sich, der Ermahnung des Geistes eingedenk, alle Mühe dem Thurmwart diese geäußerte Muthmaßung zu benehmen. Er versicherte ihn, daß er nicht aus dem Gemach gekommen sey und zeigte ihm, zum Beweis daß er sich irre, sein Waffenkoller, an welchem kein Tropfen Blut zu sehen war. Dadurch bewirkte er mehr, als wenn er mit Cicero's Beredsamkeit den schwerglaubigen Thurmwart von dem Ungrund seiner Meynung hätte überzeugen wollen. Letzterer fühlte das Uebergewicht dieses Beweises und gab — indem er selbst davor hielt, daß ihn

bey der Dunkelheit der Nacht und der Höhe, von welcher er herab sahe, seine Augen leicht getäuscht haben konnten — nunmehr seinen nur zugegründeten Verdacht völlig auf.

Der Thurmwart hatte sich kaum entfernt, als Wolf, Kunzens Bube, ins Gemach trat und einen fremden Ritter anmeldete. Kunz befahl ihn herein zu führen, und erkannte auf den ersten Blick in dem Eintretenden seinen Freund und Waffenbruder Veit von der Hart, der mit ihm an einem Tage vom Kaiser zum Ritter geschlagen worden war, und jetzt eben von England zurück kam, wo er sich mit manchem Ritter der Tafelrunde sehr rühmlich gemessen hatte.

Kunz empfing ihn mit offenen Armen, und die Freude des Wiedersehens nach zweyjähriger Trennung beraubte beyden Freunden mehrere Minuten die Sprache.

Nach den ersten Herzensergießungen setzten sich beyde zum Morgenimbiß und kosten von verflossenen Zeiten. Sie erinnerten sich mit Vergnügen ihrer Knabenjahre, wo sie harmlos Arm in Arm geschlungen Felder

und

und Wiesen durchhüpft, und mit unter auch manchen Schwank ersonnen und ausgeführt hatten, und erneuerten jetzt feyerlich wieder den Bund der Freundschaft, den sie damals ohne Ceremoniel geschlossen hatten.

So saßen sie zwey Stunden bey einander, ohne daß es Kunzen eingefallen wäre, seinen Freund und Waffenbruder zu fragen, was die eigentliche Absicht seines Besuchs sey. Die Vergangenheit gab ihm zu reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung, um sich groß um die Gegenwart zu bekümmern, und ich glaube er hätte vielleicht noch nicht daran gedacht, obige Frage an seinen Freund ergehen zu lassen, hätte dieser nicht Anstalt zum Aufbruche gemacht. Das Gespräch bekam dadurch eine ganz andere Wendung. Kunz, dem es ungelegen war, daß er sich wieder von einem lieben Freunde trennen sollte, den er kaum wieder gefunden hatte, fragte sehr angelegentlich nach der Ursach, um derentwillen er sich so frühzeitig seinen Armen wieder entreissen wollte und erfuhr, daß es dieselbe war, die jenen in dieselbe geführt hatte.

Hedwig, die Tochter Herrmanns I, damaligen Landgrafens in Thüringen, war schon seit neun Monaten mit dem Grafen Albert von Holstein und Orlamünde verlobt, die Vermählung aber aus unbekannten Ursachen von einer Zeit zur andern verschoben worden. Allein jetzt hatte der Landgraf keinen schicklichen Vorwand mehr, dem ungeduldigen Bräutigam seine Verlobte länger vorzuenthalten. Der Tag zum Beylager wurde daher endlich festgesetzt, und alle Verwandte beyder Familien, wie auch die sämmtliche benachbarte Ritterschaft dazu eingeladen.

Veit gehörte zwar weder zu den ersten noch zu der letzten; allein bekannt mit den Sitten und Gebräuchen seines Zeitalters zweifelte er nicht im geringsten, daß er demungeachtet dort seine Rechnung finden würde. Er war überzeugt, daß der Landgraf — dessen kriegerischer Charakter weltkundig war — nicht ermangeln würde zu Ehren seines Schwiegersohnes ein Turnier anzustellen, und würde sichs zum Vorwurf gemacht haben, wenn er eine

so schöne Gelegenheit, seinen Muth und seine Geschicklichkeit, Schwerdt und Lanze zu führen, auch seinen Landsleuten zu zeigen, ungenutzt hätte vorbey streichen lassen.

Daher war er kaum in seiner Heymath angekommen, als er sich auch schon wieder davon entfernte, um sich neuen Ruhm zu erwerben. Bey dieser Gelegenheit beschloß er seinen Freund Kunz auf Lobdaburg zu besuchen und ihn wo möglich zu bereden, ihn auf seiner Fahrt zu begleiten.

Letzteres fiel ihm auch nicht schwer. Kunz hatte längst nach einer Gelegenheit geseufzt, vor den Augen einer zahlreichen Ritterschaft Beweise von seiner Stärke, Behändigkeit und seinem unerschrockenen Muthe abzulegen, und willigte daher in die Bitte seines Freundes mit vielem Vergnügen. Voll der edelsten Ruhmbegierde zog er in Geleitschaft seines Freundes und treuen Knappen gen Eisenach, wo sie außer den geladenen Gästen auch noch eine große Anzahl Ritter trafen, die, wie sie,

blos in der Hoffnung hieher gekommen waren, zu Ehren des Brautpaars eine Lanze brechen zu können.

Der alte Landgraf nahm dies sehr gut auf. Er fand sich durch die Menge der Ritter, die von nah und fern herzu strömten, gar hoch geehrt, und hielt es seiner Ehre für nachtheilig, wenn er sie nicht auch an den übrigen Festlichkeiten Antheil nehmen ließe.

Diesem zufolge wurden sämmtliche Ritter nicht nur zum Hochzeitgelag eingeladen, sondern auch ihre Knappen und Pferde auf seine Kosten die ganze Zeit über bestens verpflegt.

Die Vermählung ging mit allen übligen Pomp vor sich. Sämmtliche anwesende Ritter begleiteten in voller Rüstung das hohe Brautpaar zur Kirche und führten es, nach geschehener Copulation und abgelegten Glückwünschen, auch in eben der feyerlichen Procession wieder zurück ins Schloß, wo ein verschwenderisches Mahl für sie zubereitet war.

Bey Tafel erhielt jeder Ritter eine Dame zur Seite, die es sich zur Pflicht machte, ihrem zu Theil gewordenen Nachbar fleißig ein-

zuschenken, und mit welcher sich der Ritter bald viel bald wenig zu thun machte, je nachdem er sie nach seinem Geschmacke fand. Es stand daher mancher freye Ritter als Sklav einer Blondine oder Brunette, verheyratheten oder unverheyratheten Dame auf, und umgekehrt fühlte manche unempfindliche oder noch unerfahrne Schöne bey aufgehobener Tafel Triebe, die ihr bisher ganz unbekannt gewesen waren.

Dies war der Fall bey unserm Kunz und der schönen Amalfrede von Razeburg. Der Zufall hatte letztre erstern zur Tischnachbarin zugetheilt, und ihre Reize hatten so mächtig auf sein Herz gewirkt, daß er, noch eh' er von der Tafel aufstand, sich fest vornahm, nie zu heyrathen, wenn ihm diese nicht zu Theil werden könnte. Er säumte daher nicht der schönen Amalfrede Beweise seiner Achtung und Ergebenheit zu geben, und bemerkte mit Entzücken, daß seine Aufmerksamkeit von ihr sehr gut aufgenommen wurde. Dies machte ihn dreister. Ueberzeugt, daß

er der schönen Amalfrede nicht gleichgültig sey, that er seinem Herzen weit weniger Gewalt an, und war endlich gar so verwegen und drückte ihr, indem sie beschäfftigt war ihr Messer aufzuheben, das er ihr vorsetzlich vom Tische gestossen hatte, mit vieler Wärme die Hand.

Amalfrede, obgleich erst sechzehn Jahre alt, wußte doch diesen Händedruck recht gut zu deuten, und würde ihn vielleicht erwiedert haben, wenn sie nicht befürchtet hätte, durch dieses übereilte Gegengeständniß in Kunzens Augen zu verlieren. Ihre Mutter hatte ihr oft gesagt: ein Mädchen, das auf Klugheit Anspruch machen wolle, müsse ihrem Liebhaber den Sieg über ihr Herz so viel nur möglich zu erschweren suchen, und ihr diesen Grundsatz so fest eingeprägt, daß sie ihn auch in dem kritischen Augenblicke ihres Lebens treu blieb. Doch hielt sie es für grausam den schmuckern Ritter, der in ihrem unbefangenen Herzen gar großen Unfug angerichtet hatte, ganz ohne Hoffnung schmachten zu

lassen.

lassen. Sie zog daher ihre Hand nicht mit der Gewalt und Geschwindigkeit aus der seinigen, als wohl geschehen seyn würde, wenn sie über seine Verwegenheit ungehalten gewesen wäre, und sah ihn von Zeit zu Zeit verstohlen mit einem Blick an, welcher ihm nur zu deutlich sagte, daß er nicht unerhört nach Liebe schmachte.

Dies war unserm Ritter einstweilen genug. Er hoffte vor seiner Abreise in seine Heymath noch Gelegenheit genug zu finden, der schönen Amalfrede seine Liebe ohne Rückhalt entdecken zu können, und zweifelte nicht, daß diese unter vier Augen nicht anstehen würde, ihm offenherzig zu gestehen, was sie vergeblich zu verbergen suchte.

Er irrte sich auch nicht weder in Ansehung des erstern noch des letztern. Schon am Abend desselben Tages zeigte sich eine günstige Gelegenheit, der schönen Amalfrede mündlich zu gestehen, was er ihr schon durch Blicke und Handlungen gesagt hatte. Sie

trat nach Endigung eines raschen Tanzes an ein Fenster, und schlug unter dem Vorwande, daß sie einer Erhohlung bedürfe, einigen Rittern, die sie zum neuen Tanze aufforderten, ihre Bitte ab. Kunz, der ihr allenthalben wie ihr Schatten folgte, bemerkte dieses mit Vergnügen, und säumte nicht sich dieser schönen Gelegenheit zu seinem Vortheile zu bedienen. Er trat zu ihr ans Fenster und wußte bald das Gespräch auf einen Gegenstand zu lenken, der ihnen beyden gleich interessant war. Mit einem Wort, er trug ihr sein Herz und seine Hand an, und hatte nicht Ursach sich dieses Geständniß gereuen zu lassen.

Die schöne Amalfrede, die in der Verstellungskunst noch sehr unerfahren war, gestand dem erwartungsvollen Kunz, obgleich mit einigem Erröthen, offenherzig: daß er auch auf sie Eindruck gemacht habe, und daß sie sich bey seinem ersten Anblick des Wunsches von ihm geliebt und seine Gattin zu werden, nicht habe erwehren können, und gab ihm die schmeichelhafte Versicherung, daß er sich nicht

über

über ihre Härte und Unempfindlichkeit zu beklagen haben sollte, insofern es blos von ihr abhinge ihn glücklich zu machen.

„Allein," fuhr sie fort, „noch steht unsrer Liebe ein mächtiges Hinderniß im Wege, ein Hinderniß, das mir beynah alle Hoffnung raubt, meinen und Euren süßesten Wunsch je erfüllt zu sehen."

Kunz. Und worinn besteht dieses, holdes Fräulein? Redet, und reißt mich aus dieser bangen Ungewißheit! Ich habe Muth, habe Riesenkräfte, wenn es darauf ankömmt ein so schönes Ziel zu erringen. Vielleicht daß ich so glücklich bin. —

Amalfrede. (mit einem Seufzer) Das gebe Gott! Allein ich zweifle, daß Ihr vermögend seyd durchzusetzen, was ich, ich gesteh es Euch, so sehnlich wünsche.

Kunz. Zweifelt nicht, schönes Fräulein. Einer Liebe, wie die meinige, ist so leicht nichts unmöglich. Entdeckt Euch mir nur frey und unverhohlen, und seyd versichert, daß Kunz weder Mühe noch Gefahren scheuen wird, um zum Besitz seiner angebe-

gebeteten Amalfrede zu gelangen. Also ohne fernere Umschweife! wer steht unsrer Liebe im Wege?

Amalfr. Conrad von Steinheim.

Kunz. Was, der feige heimtückische Bube, der neulich den wackern und mannhaften Otto von Rabensburg meudlings morden lassen wollte, blos weil er ihm in einer Gesellschaft von Damen seine Weichlichkeit vorgeworfen hatte?

Amalfr. Derselbe. Ich bin schon in der Wiege mit ihm verlobt, und meine Mutter, ein gutes aber leichtgläubiges Weib, besteht darauf, daß ich den Willen meines verstorbenen Vaters erfüllen soll.

Kunz. Unmöglich! Nein, das kann, das darf nicht geschehen! Amalfrede darf nie das Weib eines solchen Auswurfs der deutschen Ritterschaft werden; das schwör' ich bey Gott und Rirterehre!

Amalfr. Und wer will es hindern?

Kunz. Ich! vorausgesetzt, daß Ihr es wünscht und mich nach Kräften unterstützen wollt.

Amalfr. Ihr kränkt mich, wenn Ihr hieran zweifelt.

Kunz. So ist Amalfrede die meinige.

Amalfr. Ach!

Kunz. Ich werde gleich nach Endigung des bevorstehenden Turniers mich zu eurer Mutter begeben, ihr Conraden schildern wie er ist, und wenn ich, woran ich nicht zweifle, so glücklich bin, sie umzustimmen, sogleich bey ihr um eure Hand werben.

Amalfr. Aber —

Kunz. Noch Bedenklichkeiten?

Amalfr. Das Testament meines Vaters — es —

Kunz. Was verlangt dieses?

Amalfr. Daß ich den Sohn Herrmanns von Steinheim heyrathen, oder auf meine ganze väterliche Erbschaft Verzicht thun und meine Tage in einem Kloster zubringen soll.

Kunz. Schrecklich! so unnatürlich und grausam konnte ein Vater noch auf seinem Sterbebette gegen seine einzige Tochter seyn?

Amalfr. Haltet ein Ritter, und verunglimpft nicht voreilig die Asche eines Mannes, dessen Andenken mir immer heilig seyn wird. — Conrad war, als mein Vater starb, noch ein Knabe von neun Jahren, und gab damals zu großen Hoffnungen Anlaß. Wir wurden zusammen erzogen und lebten, wie Kinder dieses Alters pflegen, sehr freundschaftlich mit einander. Die Väter bemerkten unsere kindische Vertraulichkeit mit Vergnügen und entwarfen, in der festen Ueberzeugung, daß diese kindische Freundschaft bey reifern Jahren in Liebe übergehen würde, endlich bey einem Becher Wein den Plan, der mir in der Folge so viele Thränen erpreßt hat. Jeder von ihnen legte ein Testament oben erwähnten Innhalts nieder, und beyde versiegelten es kurz hinter einander mit ihrem Tode. Eine Zeitlang schien mir der Befehl meines Vaters auch eben nicht hart; allein je älter ich wurde, je größer und auffallender wurde auch die Verschiedenheit unserer Temperamente. Jetzt erst fing ich an einzusehen, daß unsre Väter irrten, wenn sie glaubten, wir wären für ein-

einander geschaffen und würden glücklich zusammen leben. Ich nährte daher in Geheim den Wunsch bey mir, daß das fatale Testament nicht da seyn möchte, und bekam nach und nach einen solchen Widerwillen gegen meinen Verlobten, daß ich allemal erschrack, wenn ich ihn kommen hörte. Ich that daher auch der Mutter die vernünftigsten Vorstellungen, und sparte weder Bitten noch Thränen, um sie, als Vollstreckerin des letzten Willens meines Vaters, dahin zu bereden, daß sie mir behülflich wäre, auf eine gute Art von dem verhaßten Conrad los zu kommen. Aber umsonst! Meine Mutter versicherte mir, daß ich recht glücklich mit diesem Conrad von Steinheim leben würde, und drohte mir mit ihrem Fluche, wenn ich mir etwa einfallen lassen wollte, das Testament meines Vaters durch eine heimliche Flucht wenigstens zum Theil unwirksam zu machen. — So stehen die Sachen noch, und nun urtheilt daraus, ob ich mir mit Grund Hoffnung machen kann, den süßesten meiner Wünsche je erfüllt zu sehen.

Kunz.

Kunz. Die Sache ist freylich verworren und bös; aber doch laß ich noch nicht alle Hoffnung sinken. Ich will versuchen, was ich bey Eurer Mutter ausrichte; sollte aber Güte nicht fruchten, sollte sie durchaus auf Eurer Verbindung mit dem Steinheimer bestehen: je nun, so giebt es ja noch Mittel und Wege genug ihren Plan zu vereiteln und den unsrigen auszuführen, wenn Ihr nur Muth, Entschlossenheit und Zutrauen genug habt Euch meiner Führung anzuvertrauen. Wehe dann dem, der es versuchen wollte, Euch mit Gewalt mir wieder zu entreißen!

Amalfr. Und der Fluch meiner Mutter? Wird der mich nicht überall verfolgen?

Kunz. Nein. Ein unverdienter Fluch fällt zwiefach auf den zurück, der ihn ausspricht.

Amalfrede schien durch Kunzens Trost in etwas beruhigt. Sie gelobte ihm treu zu seyn bis in den Tod und mischte sich sodann wieder in das Gewühl der Tänzer.

Kunz folgte ihrem Beyspiel. Auch er verlohr sich unter der Menge; nahm aber

kei-

keinen Theil mehr an diesem geräuschvollen Vergnügen, sondern beschäfftigte sich blos mit Amalfreden, die er nie aus den Augen ließ, und deren zauberisches Bild ihm auch dann noch mit allen seinen Reizen vorschwebte, als die Gesellschaft längst aus einander gegangen war, und er sich schon seit geraumer Zeit wieder allein befand.

Die Nacht verstrich ihm unter den angenehmsten Vorstellungen und Träumen. Er verließ sehr frühzeitig das Bette, rüstete sich mit großer Sorgfalt zum bevorstehenden Turnier und brannte vor Ungeduld der schönen Amalfrede zu zeigen, daß er ein eben so wakkerer Kämpe als feuriger Liebhaber sey.

Die sehnlich erwartete Stunde erschien endlich, und alles strömte nach den prachtvoll gezierten Schranken: die Ritter voll Begierde Ruhm und Ehre zu erwerben; die Damen aber voller Erwartung und Hoffnung, daß ihre Farbe siegen und ihre Ritter die ausgesetzten Preise erhalten würden.

Kunz (der sich noch zuvor von Amalfreden die Erlaubniß erbat, ihre Farbe tragen zu

dürfen, und bey der Gelegenheit eine blaue mit Silber gestickte Schärpe von ihr bekam) und sein Freund Veit von der Hart waren nicht die Letzten, die vor den Schranken erschienen. Sie wurden nach vorhergegangener Untersuchung ihrer Turnierfähigkeit eingelassen, und streckten manchen braven Ritter ziemlich unsanft in den Sand. Besonders aber that sich Kunz vor allen Rittern hervor, und machte sich in sieben Rennen, worinne er allemal das beste that*) so fürchterlich, daß kein Ritter mehr es wagte sich mit ihm zu messen.

Das Turnier wurde daher für geendigt erklärt und sodann zu der üblichen Dankaustheilung geschritten. Der erste und zweyte Preis wurde nach dem einstimmigen Urtheil aller Bahnrichter Kunzen zuerkannt; den dritten aber erhielt sein Freund Veit von der Hart.

Eigentlich hätten die beyden Freunde den Lohn ihrer Tapferkeit aus den schönen Händen der

*) d. h. nach damaliger Art zu reden so viel als: siegen, überwinden.

der Tochter des Landgrafen erhalten sollen; allein da ein in der Geschichte uns nicht aufbehaltener Zufall diese außer Stand setzte dieses ihr zukommende Ehrenamt selbst zu verrichten, so wurde die nicht minder schöne Gräfin von *** *) an ihrer Statt zur Dankausspenderin erkießt.

Diese entledigte sich auch dieses aufgetragenen Geschäffts mit hohem Anstand und vieler Grazie, und sah während desselben den blonden Kunz mit Blicken an, die diesem nur zu deutlich sagten, daß sie mehr für ihn empfände als die seinen Verdiensten schuldige Achtung.

So schmeichelhaft dieses auch unserm Ritter war, so wünschte er doch von Herzen, daß die reizende Gräfin ihre Neigung auf einen andern Ritter geworfen haben möchte, dessen Herz noch frey sey, und der also ihre Liebe, wie sie es verdiente, erwiedern könnte.

 Sein

*) Die Ehrerbietung, die ich für ihre noch existirende Nachkommen habe, verbietet mir ihren Namen zu nennen.

Sein Herz war viel zu voll von Amalfreden, als daß die schöne Gräfin noch Raum für sich darinne hätte finden können, und er selbst viel zu bieder und edel, als daß er, wenn er auch durch den Tausch zu gewinnen geglaubt hätte, so ohne alle Ursach sein gegebenes Wort hätte brechen und einer neuen Liebe Gehör geben können.

Er stellte sich daher als ob er die Blicke der Gräfin nicht verstanden habe, und wich ihr den ganzen Tag sorgfältig aus. Allein die schlaue Gräfin, die zwar recht gut errieth, warum er so geflissentlich jede Unterredung mit ihr unter vier Augen zu vermeiden suchte; aber doch so viel Eitelkeit und Eigenliebe besaß, daß sie demohngeachtet nicht an dem besten Erfolg ihrer Bemühungen zweifelte, wußte alle seine Vorsicht unnütz zu machen. Denn als auf ihr Veranstalten nach aufgehobener Abendtafel das damals so beliebte Rosenspiel gespielt wurde, wußte sie es nicht nur so einzurichten, daß Kunz nothwendig neben ihr zu sitzen kommen mußte, sondern sie war auch so listig,

wäh-

während des Spiels eine Anwandlung von einer Ohnmacht zu affectiren. Sie schwankte mit vor den Mund gehaltenem Schnupftuch an ein offenstehendes Fenster, und bat im Aufstehen unsern Ritter ihr doch einen Becher mit frischem Wasser zu bringen.

Kunz that mit Unwillen, was mancher an seiner Stelle für das größte Glück gehalten haben würde. Er zweifelte nicht im geringsten, daß die Unpäßlichkeit der schönen Gräfin bloße Verstellung sey, und wurde gar bald durch den Augenschein von der Wahrheit seiner Vermuthung überzeugt. Denn kaum trat er in das Kabinet, in welches sich die vermeintliche Patientin begeben hatte; so eilte ihm diese lächelnd entgegen, ergriff ihn bey der Hand und zog ihn neben sich auf einen Stuhl. Hier gestand sie ihm offenherzig, was sie zu der gebrauchten List bewogen habe, und setzte durch dieses freymüthige Geständniß ihrer Liebe den guten Kunz in eine solche Verlegenheit, daß er nicht wußte, wie er sich in dieser intrikaten Sache benehmen sollte. Er

kannte das feurige und ehrsüchtige Temperament der Gräfin, und sah also im voraus, daß sie eine Verschmähung oder Zurückweisung ihrer Liebe sehr hoch aufnehmen und nicht ungeahndet hingehen lassen würde. Gleichwohl war es ihm unmöglich der geliebten Amalfrede auch nur in Gedanken ungetreu zu werden. Seine Liebe und Treue zu ihr stand fest und unerschütterlich; allein die Klugheit rieth ihm sich dieses gegen seine neue Geliebte durchaus nicht merken zu lassen, sondern sich vielmehr zu stellen, als ob er gegen die Reize der letztern nicht unempfindlich wäre. Er gab sich auch alle Mühe die Gräfin hiervon zu überzeugen, und wußte sie so gut zu täuschen, daß sie sich wirklich von ihm geliebt und am Ziele ihrer Wünsche glaubte.

Sie in diesem Wahne zu erhalten, mußte Kunz ihr versprechen, noch einige Tage länger sich hier zu verweilen, und sie den folgenden Abend im Schloßgarten in einer bezeichneten Laube zu erwarten, wo sie ihren Sieg zu vollenden gedachte. Er glaubte dieses mit

gutem Gewissen thun zu können, und zweifelte nicht, daß ihm Amalfrede verzeihen würde, wenn sie hörte, daß er bey Gewährung dieser doppelten Bitte der Gräfin keine andere Absicht gehabt habe, als letztere noch mehr irre zu leiten und ihr allen Argwohn zu benehmen.

Die Gräfin kehrte innig vergnügt über ihren vermeintlich erlangten Sieg zur Gesellschaft zurück; war aber schlau genug ihre Freude zu verbergen, wozu sie um so mehr Ursach zu haben glaubte, da sich unter den Anwesenden ein Ritter befand, der weiland eben die Rolle in ihrem Herzen spielte, die sie jetzt unserm Kunz zugetheilt hatte. Sie begriff leicht, daß dieser, im Fall er ihre neue Liebe merken sollte, nicht anstehen würde seine ältern Ansprüche geltend zu machen, und ging daher mit aller Vorsicht zu Werke, damit dieser ihr nicht auf die Spur kommen möchte. Allein was ist schwerer zu verbergen als die Liebe! Die Gräfin konnte sich nicht so sehr überwinden, daß sie nicht von Zeit zu Zeit verstohlne

Blicke auf Kunzen hätte schießen lassen sollen, und die oft länger auf dem Gegenstande ihrer Liebe ruh'ten, als sie selbst wollte.

Hans von Stein — so hieß der Ritter, den Kunz wider seinen Willen aus dem Herzen der schönen Gräfin verdrängt hatte — bemerkte dies nicht ohne Ingrimm. Der Gräfin langes Verweilen im Kabinet mit einem Ritter, den auch ein Amadis für einen nicht unbedeutenden Nebenbuhler gehalten haben würde, hatte so schon seine Eifersucht rege gemacht. Er ahndete so ziemlich die wahre Ursach ihrer vorigen Unpäßlichkeit, und zweifelte jetzt keinen Augenblick länger an der Treulosigkeit der Gräfin. Er fühlte sich durch diese Nachsetzung höchst beleidigt, und schwur bey sich einen theuren Eid, sich nach erlangter völliger Ueberzeugung auf das empfindlichste an beyden zu rächen. Um dieses nun desto leichter zu können, und die Gräfin recht sicher zu machen, that er als ob er ihr Augenspiel gar nicht bemerkte. Er unterhielt sich zum Schein sehr lebhaft mit seiner Nachbarin und

war

war beym Abschied gegen die Gräfin so freundlich, daß diese fest glaubte: er sey noch nicht in das Geheimniß ihres Herzens eingedrungen.

Den folgenden Morgen brachen die mehresten Ritter wieder auf, und nur wenige blieben zurück. Unter letztern befanden sich auch Kunz von Lobdaburg und Hans von Stein. Ersterer, theils um seiner angebeteten Amalfrede nahe zu seyn; theils aber auch zu Folge seines der verliebten Gräfin gethanen Versprechens, und letzterer, um sich vollkommen von der Treulosigkeit der Gräfin zu überzeugen, und dann gefällige Rache zu nehmen. Leider paßte das Zurückbleiben des letztern gar nicht in den Plan der verliebten Gräfin: denn sie wußte, daß sie an ihm einen sehr gefährlichen Auflaurer bekommen würde, und hätte es daher lieber gesehen, wenn er sich diesmal weniger nach ihr gerichtet und mit den andern Rittern wieder abgereißt wäre. Dann hätte sie ihrem Herzen weit weniger Zwang anzuthun nöthig gehabt, und ganz unbesorgt den schmeichelhaften Eingebungen

desselben folgen können, welches jetzt, da zwey eifersüchtige Augen jeden ihrer Schritte und jede ihrer Mienen beobachteten, sehr unklug und unüberlegt gehandelt gewesen wäre.

Indeß ließ sie sich durch die Anwesenheit ihres alten Curtisans nicht abhalten Kunzen das versprochene Rendezvous zu geben. Sie verfügte sich um die bestimmte Stunde in den Garten, und fand ihren Ritter schon auf sie wartend. Selbst im höchsten Grade verliebt, schrieb sie auch seine frühe Gegenwart der verliebten Sehnsucht zu, die sie hieher getrieben hatte. Sie hielt es daher ganz für überflüßig ihrem Herzen ferner die geringste Gewalt anzuthun, und gab unserm Kunz so überzeugende Beweise ihrer feurigen Liebe zu ihm, daß er alle seine Standhaftigkeit aufbiethen mußte, um nicht an Amalfreden treulos zu werden. Er fühlte sich zu schwach, solchen mächtigen Versuchungen in der Länge widerstehen zu können, und suchte daher dieses zärtliche Rendezvous so viel möglich abzukürzen. Allein die wonnetrunkne Gräfin schien nicht Lust zu haben, sich den Genuß

eines so seligen Entzückens sobald rauben zu lassen. Nicht gewohnt, ihrem zärtlichen Herzen irgend einen Wunsch zu versagen, und fest entschlossen, den Garten nicht eher zu verlassen, sie habe denn zuvor einen vollkommenen Sieg über Kunzens Standhaftigkeit davon getragen, überhäufte sie letztern mit immer neuen Liebkosungen, und es ist wahrscheinlich, daß sie ihren Endzweck endlich doch noch völlig erreicht haben würde, hätte nicht ein unvermuthetes Geräusch im nahen Gebüsch Kunzen wieder zur Besinnung gebracht.

Er schämte sich jetzt vor sich selbst, daß er nicht einmal den Versuchungen eines wollüstigen Weibes habe widerstehen können, und bediente sich dieses Geräusches zum Vorwande, eine für ihn so gefährliche Unterhaltung abzubrechen. Er machte die Gräfin darauf aufmerksam, und versicherte sogar ein leises Murmeln gehört zu haben.

Sogleich fiel der verliebten Gräfin Hans von Stein ein. Sie befürchtete, dieser möchte ihr auf die Spur gekommen und nach-

nachgeschlichen seyn, und hielt daher nicht für rathsam länger an einem Orte zu verweilen, wo sie, im Fall ihre Vermuthung gegründet wäre, jeden Augenblick befürchten müßte, ein Opfer der Eifersucht zu werden.

Sie verließ daher mit Kunzen schleunig den Garten; lud aber beym Abschiede letztern auf Morgen um eben die Stunde zu einer zweyten Zusammenkunft auf ihrem Gemache ein, wo sie sich ungestöhrter ihren süßen Trieben überlassen zu können wähnte und ihren Sieg zu verfolgen gedachte.

Ohne unhöflich zu seyn und wider die Etikette seines galanten Zeitalters zu handeln, konnte Kunz auch diese Bitte ihr nicht wohl abschlagen. Er versprach daher sich pünktlich einzufinden, und hielt auch redlich Wort. Allein diesmal war er ungleich mehr auf seiner Huth als den Abend vorher. Er kam von Amalfreden, und sein Herz war von dieser süßen unschuldvollen Schwärmerin noch zu voll, als daß die Gräfin mit allen ihren

Kün=

Künsten der Koketterie ihn in Leidenschaft zu setzen vermochte.

Seine Unempfindlichkeit fiel ihr auf, und befremdete sie um so mehr, weil sie ihn den Abend vorher weit feuriger gefunden hatte als heute. Sie wußte nicht was sie von seiner ungewohnten Kälte denken sollte, und kam endlich auf den Gedanken, Hans von Stein möchte, um sich an ihr wegen ihrer begangenen Untreue zu rächen, und zugleich einen so gefährlichen Nebenbuhler zu entfernen, letzterm über gewisse Dinge, die sie ihm zu verbergen Ursach hatte, die Augen geöffnet haben. Allein da Kunz, wie dieses doch im gedachten Fall gewiß geschehen wäre, ihr darüber auch nicht den entferntesten Vorwurf machte: so gab sie diesen Argwohn bald wieder auf, und schrieb, — weil man gewöhnlich immer geneigt ist, die Veranlassung unangenehmer Dinge außer sich zu suchen — Kunzens anscheinenden Mißmuth irgend einem unangenehmen Vorfalle zu, der ihm vielleicht heute begegnet sey, den er ihr aber aus Gründen nicht entdecken wolle.

In diesem Gedanken fand sie sehr viel Beruhigung für ihre Eitelkeit und ihr Herz. Sie zweifelte nicht, daß es ihr bey ihren Reizen und bey der Erfahrung, diese Reize sehr vortheilhaft zu benutzen, doch noch gelingen würde, den spröden Ritter zahm zu machen, und ließ kein Mittel ungebraucht, ihm das Feuer mitzutheilen, dessen Gluth durch alle ihre Adern strömte. Es gelang ihr auch endlich ihren Endzweck zu erreichen. Kunzens Blut begann wärmer durch den Körper zu kreisen Er fühlte sich Mensch, vergaß Schwüre und Versprechen und — sank an den stürmisch wallenden Busen der Gräfin; die nicht für gut befand sich seiner feurigen Umarmung zu entziehen, sondern ihren Lilienarm immer fester und fester um ihn schlang und durch brennende Küsse ohne Zahl, das in ihm auflodernde Feuer zur untilgbaren Flamme anzufachen und ihn zu noch größeren Verwegenheiten aufzumuntern suchte.

Ihre Bemühungen verfehlten den Endzweck nicht. Kunz fühlte sich unfähig ihren

verführerischen Reizen länger zu widerstehen, und der entscheidendste Zeitpunkt war bereits gekommen, als der Gemahl der Gräfin mit dem Lichte in der Hand plötzlich ins Zimmer trat, und durch seine Erscheinung der feurigsten und zärtlichsten Umarmung schnell ein Ende machte.

Der Graf blieb wie in den Boden gewurzelt einige Secunden an der Thür des Zimmers stehen, und ließ den Verliebten also Zeit sich in etwas von ihrem betäubenden Schrecken zu erhohlen.

Kunz, der leicht begriff, daß der beleidigte Graf den zugefügten Schimpf nicht so hinnehmen, sondern auf das empfindlichste zu rächen suchen würde, benutzte diese wenige Secunden so gut er konnte. Er riß sich aus den Armen der halb ohnmächtigen Gräfin, bemächtigte sich seines Schwerdtes, und suchte sich auf diese Art einen freyen Abzug zu verschaffen. Allein der Graf, der jetzt seine Besinnungskraft wieder erhielt und sich zu schwach

dünkte diesem jungen kraftvollen Manne Widerstand zu thun, rief seine Leute herbey und zwang dadurch unsern Helden zu einer That, die er in der Folge schmerzlich genug bereute.

Es lag ihm alles daran, daß dieses nächtliche Abentheuer jedermann und besonders Amalfreden ein Geheimniß blieb, wozu er jedoch wenig Hoffnung hatte, wenn ein einziger von des Grafen Dienern ihn noch hier fände. Er war daher fest entschlossen, lieber das Aeußerste zu wagen, als sich dem Gespötte solchen Trosses Preis zu geben, und drang, diesem Entschlusse zu folge, mit solcher Wuth auf den Grafen ein, daß dieser in wenig Sekunden todt vor ihm zur Erde stürzte. Sein Fall weckte die Gräfin aus ihrer Ohnmacht. Sie blickte wild um sich, und wäre, da zufällig ihr Blick zuerst auf ihren im Todeskampf begriffenen Gemahl fiel, beynahe wieder in das vorige Nichtbewußtseyn zurück gesunken, von dem sie sich kaum erst erholt hatte. Sie begriff leicht, daß

man sie wegen dieses Mords zur Rechenschaft ziehen würde, und beschwor daher den äusserst verlegenen Kunz auf den Knieen sich ihrer in dieser Noth anzunehmen, wozu er um so mehr verbunden sey, da sie blos aus Liebe zu ihm gefehlt und diesen Mord auf sich geladen habe.

Kunz glaubte ihr diese Bitte nicht abschlagen zu dürfen und versprach, sie in Sicherheit zu bringen, wenn sie nur Muth und Entschlossenheit genug habe sich mit ihm durchs Fenster zu flüchten. Die bedenkliche Lage der Gräfin verstattete ihr nicht lange zu überlegen. Sie übergab sich daher ganz seiner Leitung und ließ sich zuerst an seiner am Fenster befestigten Leibbinde hinunter auf die Straße, wo sie glücklich ankam und mit ängstlich klopfendem Herzen ihres Führers harrte.

Dieser ließ sie auch nicht lange vergeblich warten. Auch er vertraute ohne Zaudern sein Leben der hinabhangenden Leibbinde und entzog sich auf diese Art glücklich dem Anblick der Thürstürmer.

Er glaubte nunmehr der Gefahr entgangen zu seyn, wurde aber bald gewahr, daß er sich geirrt hatte. Denn kaum hatte er mit der Gräfin die Hälfte der Straße zurückgelegt, als er plötzlich von zwey Rittern überfallen und zum stehen gezwungen wurde, wovon der eine von einer angethanen Beleidigung sprach und auf der Stelle Genugthuung verlangte.

Kunz protestirte gegen dieses unritterliche Betragen, und beschied beyde auf den folgenden Morgen hinaus vor die Stadt, wo er ihnen nach ächtem Ritterbrauch die verlangte Genugthuung unweigerlich geben wolle. Allein diese waren entweder zu feig sich einzeln mit ihm zu messen, oder hatten sonst ihre Gründe warum sie diesen Vorschlag nicht eingingen. Kurz, sie bestanden auf ihrer Forderung und ließen Kunzen kaum Zeit sich in den erforderlichen Vertheydigungsstand zu setzen. Sie drangen wie ergrimmte Tiger auf ihn ein, und verriethen dadurch nur zu deutlich ihren blutigen Vorsatz.

Als

Als Kunz merkte, daß es seinen Gegnern mehr um seinen Tod als um die verlangte Genugthuung zu thun war, hielt er sich für berechtigt gleichfalls alle Schonung bey Seite zu setzen. Er suchte daher seine Feinde durch eine kluge und vorsichtige Vertheydigung so viel möglich zu ermüden, und drang dann, als ihm dieses gelungen war, mit solchem Ungestüm auf sie ein, daß beyde fast zu gleicher Zeit seinen Schwerdtstreichen erlagen. Beyde sanken mit Wunden bedeckt zu seinen Füßen nieder und gaben nach wenigen Minuten nicht das geringste Zeichen des Lebens mehr von sich.

Kunz kehrte jetzt an den Ort zurück, wo er die Gräfin vom Schrecken betäubt gelassen hatte, und fand sie zu seinem höchsten Erstaunen nicht mehr daselbst. Er überließ sie also ihrem Schicksale und eilte nach Hause, wo er den Begebenheiten der letzten Stunden reiflicher nachdachte. Der begangene dreyfache Mord lag schwer auf seinem Herzen; schwerer aber noch die Besorgniß, Amalfrede möchte

die Veranlassung erfahren und sich dann weigern ihm die Hand zu geben. Sein einziger Trost in dieser verzweifelten Lage war daher die Ueberzeugung, daß ihn niemand dieser That zeihen könne als die Gräfin, von der er so leicht nicht verrathen zu werden fürchtete, und diese Ueberzeugung war es hauptsächlich, die ihn bestimmte, seinen Vorsatz, diesen Ort noch vor Tagesanbruch zu verlassen, zu ändern. Er hielt es jetzt für weit rathsamer zu bleiben, als sich durch eine schnelle und heimliche Flucht einer That verdächtig zu machen, die ihm, würde er derselben überwiesen, mindestens die Liebe seiner Amalfrede kosten könnte. Er beschloß also den Ausgang dieses nächtlichen Vorfalls hier abzuwarten.

Letzterer machte, wie leicht zu erachten, nicht geringe Sensation. Jedermann hielt die verschwundene Gräfin mit dem Mörder ihres Gatten für einverstanden, und niemand argwöhnte nur im geringsten den wahren Thäter. Die ganze Stadt wußte, daß Ritter Hans von Stein mit der Gräfin einen sehr ver-

vertrauten Umgang gehabt hatte, und so war wohl nichts natürlicher, als daß aller Verdacht sogleich auf ihn fiel. Man erklärte ihn geradezu für den Mörder des Grafen, und scheute sich um so weniger diese Vermuthung laut zu sagen, da seine und seines Knappen Ermordung unfern der Wohnung des Grafen das allgemein gefällte Urtheil zu bestätigen und zu rechtfertigen schien.

Dies beruhigte Kunzen völlig. Er konnte nun mit Grund hoffen, daß seine That ewig ein Geheimniß bleiben werde, und zweifelte nicht, daß er, da dieses mächtige Hinderniß seiner Liebe gehoben sey, auch die übrigen minder großen aus dem Wege zu räumen vermögend seyn würde.

Die reizende Amalfrede schien dieses mehr zu wünschen, als er selbst. Ihr liebevolles Herz schlug einzig und allein für Kunzen. Er allein schien der Mann zu seyn, der sie glücklich machen konnte, ohne ihn war ihr jede Freude des Lebens verhaßt. Sie that daher

freywillig einen feyerlichen Eyd, nie das Weib eines andern zu werden, wenn ihr widriges Geschick sie nicht für Kunzen bestimmt haben sollte, und besiegelte dieses feyerliche Gelübde mit einem herzlichen Kusse.

Kunz hing sprachlos an Amalfredens Halse, und vermochte nicht ihr die dankbaren und seligen Gefühle seines gerührten Herzens durch verständliche Töne zu erkennen zu geben. Aber kaum erhielt er die Sprache wieder, so sank er vor seiner Angebeteten auf die Kniee und schwur einen theuern Eyd ihr treu zu seyn bis in den Tod.

Dann riß er sich mit Gewalt aus ihren Armen, stürmte zur Treppe hinunter, schwang sich auf sein schon bereitstehendes Pferd und eilte auf den Flügeln der Liebe gen Razeburg zur Mutter seiner innig geliebten Amalfrede, um ihr seine Absicht auf ihre schöne Tochter mitzutheilen, und um ihre Einwilligung zu bitten.

Die alte Dame nahm seinen Besuch auch sehr wohl auf und schien viel Gefallen an ihm zu haben. Allein dies hielt sie nicht ab,

ihm dennoch die Hand ihrer Tochter zu versagen. Sie schützte das Testament ihres Mannes vor, und versicherte: daß selbst ein Prinz sie nicht bewegen würde, ihr gegebenes Wort zu brechen.

Kunz that zwar alle mögliche Vorstellungen; allein sie blieb unerbittlich, und bat ihn inständig nicht mehr von dieser Sache mit ihr zu reden, wenn ihm an ihrer Freundschaft etwas gelegen sey.

Da Kunzen alles daran lag die Freundschaft der alten Dame zu erhalten, und sie nicht gegen sich aufzubringen, weil er sonst gar nicht hoffen durfte, je zu seinem Endzwecke zu gelangen: so erwähnte er in der Folge mit keinem Worte wieder seine Liebe zu Amalfreden, sondern stellte sich als ob er seinen Plan auf sie nunmehr ganz aufgegeben habe. Allein im Herzen hatte er fest beschlossen, ihn durchzusetzen, es koste auch was es immer wolle. Er hoffte Amalfreden dahin überreden zu können, daß sie ihm auch ohne die Ein-

willigung ihrer Mutter die Hand gäbe, und zweifelte nicht, daß letztere, im Fall dieses geschehen wäre, nachgeben und gut heissen würde, was zu ändern nicht mehr in ihrer Gewalt stünde.

Voll dieser schmeichelhaften Hoffnung kam er am fünften Tage nach seiner Abreise wieder in Eisenach an. Amalfrede hüpfte ihm mit ängstlich klopfendem Herzen entgegen, errieth aber gleich aus seinem düstern Blick, daß seine Werbung nicht so glücklich abgelaufen sey, als sie gewünscht hatte.

So war meine Ahndung doch gegründet, hub sie nach einer kleinen Pause an: und —

Leider, fiel ihr Kunz in die Rede: komm ich mit einer abschläglichen Antwort zurück. Eure Mutter bleibt unerschütterlich bey ihrem Vorsatze, und will schlechterdings nichts von unsrer Verbindung hören.

Amalfr. O so bin ich gränzenlos elend und unglücklich!

Kunz. Und ich, holdes himmlisches Geschöpf! bin unbeschreiblich glücklich!

Amalfr. Was ist das? Kunz, aus welchem angenehmen Traume schreckt Ihr mich auf! — Ich wähnte mich von Euch geliebt, fand Seligkeit in diesem süßen Wahn, und ach! der mich zu lieben vorgab, zeigt mir nicht nur den Abgrund, dem ich mich nahe, sondern stößt mich auch frohlockend selbst hinab!

Kunz. Ihr versteht mich unrecht, holdes Fräulein. Nicht Euer Unglück ist es, was mich veranlaßte mich glücklich zu nennen! Nein, nur ein Teufel kann der Leiden eines Engels spotten. Blos die süße Hoffnung, daß Ihr alsdann meine Hülfe nicht ausschlagen und kein Bedenken tragen würdet, Euch ganz meiner Leitung zu überlassen, zwang mir dieses Geständniß ab. Meine Liebe zu Euch ist die reinste und zärtlichste, und steht fest und unerschütterlich. Werft Euch daher getrost in meine Arme und glaubt, daß ich Euch trotz aller Stürme, Klippen und Strudel doch endlich glücklich in den gewünschten Hafen bringen will.

Amalfr. Ach, wozu wollt Ihr mich bereden!

Kunz. Bereden? Nein, Fräulein! Was ich Euch sage ist blos ein guter Rath, der aus einem liebevollen und zärtlichen Herzen kam, und es bleibt lediglich Eurem Ermessen anheim gestellt, ob Ihr ihn befolgen oder verachten wollt. Nur bitt' ich Euch wohl zu überlegen, daß späte Reue zu nichts fruchtet, als den Unglücklichen noch unglücklicher zu machen.

Amalfr. Ach!

Kunz. Liebt Ihr mich wirklich so sehr, als Ihr mich glauben machen wollt, so kann es Euch unmöglich schwer fallen auf Dinge Verzicht zu thun, die den Menschen weder glücklich machen noch ihm in den Augen der Vernünftigen einigen Werth geben können.

Amalfr. Ihr kränkt mich, wenn Ihr mich für so schwach und eigennützig haltet. Mein Herz hängt nicht an zeitlichen Gütern, und ich wollte mit Freuden der väterlichen Erbschaft entsagen, wenn dies allein hinreichend wäre mich ans Ziel meiner Wünsche

zu bringen. Allein Ihr kennt die harte Bedingung unter welcher ich dem väterlichen Willen ungehorsam werden kann.

Kunz. Sie ist mir bekannt. Allein ich müßte das menschliche Herz nicht kennen, wenn ich glauben könnte, daß Eure Mutter halten werde, was sie im Augenblick der Leidenschaft gelobte. Sie wird gewiß einsehen, daß es Thorheit sey, über die Herzen seiner Kinder gebiethen zu wollen, und wenigstens stillschweigend billigen, was ihr der letzte Wille ihres Eheherrn laut gut zu heissen verbiethet.

Amalfrede war lange unentschlossen, endlich aber folgte sie doch den Eingebungen ihres Herzens und willigte in Kunzens Vorschlag ein.

Die Freude des letztern über diesen Entschluß kannte keine Gränzen. Er traf in der Stille alle Anstalten zu einer heimlichen Flucht und bestimmte seiner Geliebten genau die Zeit und Stunde, wo er sie erwarten wollte.

Der sehnlich erwartete Augenblick erschien endlich. Kunz eilte auf seinen Posten

und harrte ungeduldig auf die Ankunft seiner angebeteten Amalfrede. Allein umsonst. Sie erschien nicht und setzte durch ihr Ausbleiben Kunzen in die äußerste Verlegenheit. Er konnte nicht begreifen, was sie verhindert haben sollte, ihr Versprechen zu halten, und war schon im Begriff zu ihr zu eilen um sich Auskunft zu verschaffen, als es ihm erst beyfiel, daß es bereits Mitternacht sey, und daß er durch seinen späten Besuch seinen ganzen Plan verrathen haben würde. Er sah sich daher gezwungen wieder in seine Wohnung zurück zu kehren, wo er die ganze Nacht in der peinlichsten Unruhe zubrachte.

Da ihm alles daran lag, je eher je lieber aus dieser folternden Ungewißheit gerissen zu werden; so wünschte er nichts sehnlicher, als daß die Zeit nur diesmal ihren Schneckengang in Adlerflug umändern möchte, und fühlte sein Herz um vieles erleichtert, als die Stunde endlich schlug, die ihm erlaubte seinen Besuch abzustatten.

Mit beklommenem Herzen eilte er nach der Wohnung seiner Geliebten, und erfuhr, was

er weder befürchtet noch geahndet hatte. Amalfrede war verschwunden und niemand konnte ihm angeben, wo sie hingekommen sey. Die bekümmerte Tante, bey der sie sich aufgehalten hatte, klagte ihm dieses mit nassen Augen, und gestand ihm offenherzig, daß sie Verdacht auf ihn gehabt habe. Allein seine Bestürzung, die er bey Anhörung dieser Nachricht äußerte, heilte sie vollkommen von ihrem Wahne und söhnte sie völlig wieder mit ihm aus.

Sie beschwor ihn mit Thränen, ihr, wo möglich, Nachricht von der Verschwundenen zu geben, und gelobte, da ihr seine Liebe zu letzterer bekannt war, ihr ganzes Ansehen bey ihrer Schwester für ihn zu verwenden, wenn er die Verlohrne in ihre Arme zurück führte.

Kunz bedurfte nicht erst solcher Aufmunterungen, um das zu thun, warum man ihn so dringend bat. Amalfrede war seinem Herzen zu theuer, als daß ihn ihr Schicksal nicht

nicht hätte beunruhigen sollen. Sein Entschluß war schon gefaßt, eh ihm noch der Wunsch der trostlosen Tante bekannt war. Er schwur einen theuern Eyd, nicht eher zu rasten, bis er Amalfredens Auffenthalt ausgekundschaftet und sie in die Arme ihrer Tante zurück geführt habe. Allein so viel Mühe er sich auch dieserhalb gab, so war es ihm doch unmöglich ihren Auffenthalt auszuspähen. Er fand auch nicht die mindeste Spur von ihr, und gab daher alle Hoffnung auf, sie je wieder zu finden.

Ein Hang zur Schwermuth war die nächste Folge seines fruchtlosen Unternehmens. Die Welt hatte keinen Reiz mehr für ihn. Er floh die Menschen, und war schon entschlossen den Ueberrest seiner Tage in einem Kloster zuzubringen, als er erfuhr, daß der neuerwählte Kaiser ein Kriegsheer ausrüste um damit nach Italien zu ziehen und die vernachläßigte Rechte auf dieses Land geltend zu machen. Sogleich änderte Kunz seinen Vorsatz. Er sah voraus, daß die störrischen

Italiener dem Kaiser viel zu thun geben würden, und freute sich darauf, weil er hoffte in irgend einer Schlacht das Ende seiner Leiden zu finden.

In dieser Hoffnung begab er sich ohne Zeitverlust auf den Weg nach dem kaiserlichen Lager, nachdem er vorher auf seiner Burg, die in solchen Fällen nöthigen Verfügungen getroffen und einen benachbarten Ritter zu seinem Schirmvoigt ernennt hatte. Der Kaiser, der zur Ausführung seines Plans solcher Leute bedurfte, nahm sein Anerbieten sehr gnädig auf und versicherte ihn, im Fall er glücklich aus Italien zurückkehren sollte, seiner thätigsten Dankbarkeit.

In kurzer Zeit war die Armee vollzählig. Der Marsch wurde daher angetreten und von dem Kaiser selbst dirigirt. Es ging auch alles recht gut von statten. Man öffnete allenthalben dem heranrückenden Heere freywillig die Thore, und erzeigte dem Kaiser so viel Achtung und Unterwürfigkeit, daß man hätte glauben sollen, das kaiserliche Ansehen und die Landeshoheit wären in diesem

Lan-

Lande nie bezweifelt und angefochten worden. Demungeachtet waren die heimtückischen Italiener im Stillen auf nichts mehr bedacht, als sich auf immer von der Gewalt der deutschen Kaiser zu befreyen. Man machte Komplotte, die alle auf die Vernichtung der Ansprüche des letztern auf Italien abzweckten, und da sie immer zeitig genug entdeckt wurden, und hin und wieder kleine Kriege veranlaßten; so gewann man endlich einen Mönch, der es über sich nahm, durch eine rasche That das sinkende Ansehen des Pabstes aufrecht zu erhalten. Es gelang ihm sich unter fremder Tracht dem vorsichtigen Kaiser zu nähern, und so ward es ihm endlich leicht seinen Endzweck zu erreichen. Er brachte bey einer schicklichen Gelegenheit einen sehr starken Gift in des Kaisers gewöhnlichen Tischtrank und erhielt, da dieser bald genug seine Wirkung that, vom heiligen Vater nicht nur eine ansehnliche Belohnung, sondern auch Ablaß aller seiner Sünden auf seine ganze künftige Lebenszeit.

Des Kaisers Tod machte diesem Feldzuge ein Ende. Die Armee ging auseinander und jeder kehrte mit einem Herzen voll Betrübniß in die Arme seiner Familie zurück.

Kunz allein konnte sich nicht entschließen nach Deutschland zurück zu kehren. Er befürchtete in seine vorige Schwermuth zu gerathen, wenn er sich wieder an einem Orte befände, wo ihn alles an seinen erlittenen Verlust erinnerte, und hielt es daher für seine Ruhe am zuträglichsten, sich noch so lange bis seine Wunde verharrscht sey, im Auslande herum zu treiben. Die beynah ganz erloschene Idee, einer Wallfahrt in das gelobte Land, glimmte jetzt wieder in seiner Seele auf. Er wünschte ein Land zu sehen, von wannen so mancher brave Deutsche mit Siegeslorbeeren gekrönt in seine Heimath zurückkehrte, und er glaubte sich um so mehr verbunden, sein Schwerdt auch gegen die Feinde der Christenheit zu brauchen, da weder ein Weib noch unmündige Kinder ein näheres Recht auf sein Leben hatten, als die Christenheit.

Sein Entschluß war daher bald gefaßt. Er versah sich mit allen zu einer so weiten Reise erforderlichen Bedürfnissen, verdung sich zu Livorno auf ein Schiff, das nach dem heiligen Lande segelte, und auf welchem sich mehrere befanden, die mit Kunzen gleiche Absicht hatten.

Unter diesen befand sich ein Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, der sich für einen Minnesänger ausgab, und dessen Gesichtszüge unserm Ritter ziemlich bekannt vorkamen. Er glaubte dieses Gesicht schon irgendwo gesehen zu haben, ohne sich jedoch erinnern zu können, wenn, wo und unter welchen Umständen; allein der junge Minnesänger leugnete dies durchaus und versicherte, daß sie sich jetzt zum erstenmale sähen.

Kunz glaubte ihm und suchte sich zu überreden, daß es blos eine flüchtige Aehnlichkeit sey, die ihm zu diesem Irrthum Anlaß gegeben habe. Allein sein Knappe, dem die Gestalt des Minnesängers ebenfalls aufgefallen

war, bestand darauf, er habe das nemliche Gesicht schon irgendwo gesehen, und gab seinem Herrn den wohlgemeinten Rath, sich vor diesem Menschen in Acht zu nehmen.

Obgleich Kunz von Natur nicht argwöhnisch war; so glaubte er doch die Warnung seines Dieners nicht ganz vernachläßigen zu dürfen, um so weniger, da er bemerkte, daß der junge Minnesänger überall sich zu ihm drängte und alle seine Handlungen genau beobachtete. Letzterer Umstand schien Kunzen besonders verdächtig. Er konnte nicht begreifen, warum dieser Mensch, wenn er ihn jetzt wirklich zum erstenmal sähe, sich so zu ihm dränge und sein ganzes Augenmerk blos auf ihn richte, und zweifelte jetzt selbst nicht mehr, daß er Ursachen haben müsse, den Unbekannten zu spielen.

Daher sucht' er auch, ihn so viel möglich zu meiden, Allein je sorgfältiger er ihm auswich, desto öfterer traf er ihn. Kurz, der Minnesänger schien mehr um Kunzen, als

um seiner vorgeblichen Absicht willen auf dem Schiffe zu seyn, und setzte durch seine Zudringlichkeit unsern Ritter in nicht geringe Verlegenheit.

Sein Argwohn wuchs von Tag zu Tag. Er befürchtete irgend einen geheimen Anschlag und wünschte daher recht sehr je eher je lieber dieses beständigen Aufpassers quitt zu seyn. Da er nun hierzu wenig Hoffnung hatte, wenn er seine Reise ins heilige Land auf diesem Schiffe fortsetzte, so beschloß er, sich in Sicilien, wo das Schiff einige Waaren abzugeben hatte, ans Land setzen zu lassen und dort zu harren, bis er ein anderes Schiff fände, das ebenfalls für Palästina bestimmt sey. Allein ein Zufall vereitelte seinen Plan ganz.

Das Schiff hatte sich dem Orte seiner Bestimmung schon bis auf einige Tagereisen genähert, als sich auf einmal ein heftiger Sturm erhob, der es ganz von seiner Fahrt verschlug, und der so schrecklich wüthete, daß

die erfahrensten Matrosen sich nicht entsinnen konnten, einen ähnlichen Sturm erlebt zu haben.

Man gebrauchte alle Mittel, und scheute weder Arbeit noch Gefahr, das Schiff von seinem Untergange zu retten. Aber vergeblich. Der wüthende Orkan zerschmetterte die Mastbäume, zerriß die Segel und schleuderte endlich das Schiff, nachdem es lange genug ein Spiel der Wellen gewesen war, mit solcher Gewalt gegen eine verborgene Felsenklippe, daß es in mehrere Stücke zertrümmerte.

Alle darauf befindliche Personen waren den tobenden Wellen preis gegeben, und suchten theils durch Schwimmen, theils auf den Trümmern des Schiffs dem Tode zu entkommen.

Unter den letztern befand sich auch Kunz. Er war, als sich seine Kräfte durch den Kampf mit diesem fürchterlichen Elemente beynahe ganz erschöpft hatten, noch so glücklich die abgebrochne Hälfte des größten Mastes zu ergreifen, und hatte also noch immer einen Schein von Hoffnung zur Lebensrettung. Al-

lein bald verschwand auch dieser. Eine Welle, die ihn erst bis an die Wolken hinan schleuderte und dann wieder in einen unermeßlichen Abgrund hinabstürzte, raubte ihm auch diesen Trost und mit ihm zugleich Bewußtseyn und Gefühl.

Aber er schien nicht bestimmt zu seyn, sein Grab in den Wellen zu finden. Er kam daher ins Leben zurück; erstaunte aber nicht wenig, da er sich außer aller Gefahr und in einem prächtig ausmeublirten Zimmer sah, worinn alle Gegenstände um ihn her ihm fremd waren. Er sah sich allenthalben verwunderungsvoll um, und dachte eben darüber nach, wie er wohl hieher gekommen seyn möchte, als die Thüre seines Zimmers aufging und ein junger Mohr mit dem Abendbrode zu ihm herein trat.

Er hätte diesen Menschen gern gefragt, wo er sich befände, und wem er eigentlich die Erhaltung seines Lebens zu verdanken habe; allein dieser verstand blos seine Muttersprache,

und

LB Coburg

und war also weder fähig Kunzen zu verstehen, noch sich ihm verständlich zu machen. Er konnte daher die Neugierde unsers Ritters nicht befriedigen, und verlies, nachdem er das mitgebrachte Abendbrod auf den Tisch gesetzt, und Kunzen durch Zeichen zu verstehen gegeben hatte, daß es für ihn sey, eben so stumm wie er gekommen war, wieder das Zimmer.

Unterdessen sah Kunz doch aus allen Umständen, daß er für sich nichts zu besorgen hatte. Er trug daher kein Bedenken, die Speisen zu sich zu nehmen, und fand diese um so schmackhafter, da sein Magen, noch ehe sie erschienen, sehr ungestüm auf Befriedigung gedrungen hatte.

Dieses angenehme Geschäfft war kaum geendigt, als oben erwähnter Sklav von neuem erschien. Er nahm die zum Speisen nöthigen Geräthschaften wieder vom Tische, und gab sich bey seiner Entfernung alle Mühe, den Ritter auf den Empfang einer drit-

ten Person, die mehr sey als er, vorzubereiten.

Kunz, der ohne viele Mühe die Bedeutung seines komischen Pantomimenspiels errieth, gab ihm wieder durch Zeichen zu verstehen, daß er ihn begriffen habe, und auf die Erscheinung dieser Person gefaßt sey, und brannte vor Ungeduld seinen unbekannten Wohlthäter und Lebensretter — denn daß dieses ein und dieselbe Person sey, schien ihm eben so gewiß, als daß er jetzt den Eigenthümer dieses Hauses sehen würde — kennen zu lernen.

Kaum waren nach der Entfernung des Mohren fünf Minuten verflossen; so trat eine Dame zu Kunzen ins Zimmer, deren prachtvoller Anzug ihm keinen Zweifel übrig ließ, daß sie es sey, der dieser Pallast gehörte, und die so viele Verbindlichkeiten um ihn habe.

Obgleich diese Dame vom Kopf bis zu den Füßen in einen dichten Schleyer gehüllt war, so glaubte Kunz doch sehr viel Spuren von Schönheit an ihr zu bemerken. Ihr Körperbau

bau schien ihm vollkommen regelmäßig, und ihr Anstand so edel und ungezwungen, daß er schon hierdurch ganz für sie eingenommen wurde. Der niedlichste Fuß, der je einen weiblichen Körper trug, stand mit der schönsten Hand in dem genausten Verhältniß, und ein blendend schwarzes Haar wogte in natürlichen Locken die zarte Taille hinab. Aber alle diese Schönheiten und Reize, die durch das leichte seidne Gewand hervorschimmerten, thaten zusammen nicht den Effekt, den ein einziger Blick aus dem schwarzen flammenden Auge dieser gefährlichen Unbekannten bewirkte.

Obgleich Kunz sein Herz, das nur für Amalfreden schlug, gegen jeden Angriff gesichert zu haben glaubte; so fand er doch die Gestalt dieser Unbekannten so verführerisch, daß er streng aufmerksam auf sich seyn zu müssen glaubte, um in seiner Treue gegen Amalfreden nicht zu wanken. Er hütete sich daher sorgfältig ihr oft ins Auge zu blicken, und war es recht wohl zufrieden, daß sie sich,

ohne sich ihm vorher in allen ihren Reizen gezeigt zu haben, wieder entfernte; bedauerte auch weiter nichts, als daß sie ihm über die wunderbare Errettung seines Lebens und über sein künftiges Schicksal keine befriedigende und bestimmte Antwort gegeben hatte.

Die Ungewißheit, in der er sich befand, beunruhigte ihn sehr, und er beschloß, die unbekannte Dame, wenn sie ihn zum zweytenmale besuchte, so lange mit Bitten zu bestürmen, bis sie ihn davon befreyt hätte.

Aber er harrte einige Tage vergeblich auf eine Gelegenheit, wo er seinen Vorsatz hätte ausführen können, und bekam unter dieser Zeit niemand zu sehen, als den mehr erwähnten Mohr, der ihm zwar reichlich mit allen Bedürfnissen versah; sich aber nie länger verweilte, als seine Geschäffte es erforderten, woraus man schließen konnte, daß er, wenn er auch fähig gewesen wäre, Kunzen zu verstehen, und sich ihm wieder verständlich zu machen, vielleicht dennoch für ihn keine Sprache gehabt haben würde.

Dies kam Kunzen bedenklich vor. Er sah aus allen Umständen, daß man etwas besonderes mit ihm vorhaben müsse und würde, (da man in solchen Fällen immer gern das Schlimmste glaubt) gewiß nicht angestanden haben, durch eine heimliche Flucht allem scheinbaren Uebel vorzubeugen, hätte man ihn nicht sorgsam gehüthet, und alle Mittel, diesen Gedanken zu realisiren, vereitelt.

Am Abend des vierten Tages schien er dem Ziele seines geheimen Wunsches sich zu nähern. Der Mohr brachte ihm einen völligen Anzug von sich, und gab ihm zu verstehen, daß er diesen mit seinem eigenen Anzuge vertauschen möchte. Ob nun gleich Kunz nicht völlig einsah, wozu diese Maskerade dienen sollte, so trug er doch, von der Neugierde gereizt, kein Bedenken, den Antrag des Mohren anzunehmen.

Nachdem er sich in die für ihn bestimmten Kleider geworfen hatte, gab ihm der Mohr

durch Zeichen zu verstehen, daß er ihm folgen möchte. Auf alles gefaßt und des Einkerkerns müde folgte Kunz seinem schwarzen Wegweiser ohne Anstand, und wurde von diesem durch viele Umwege in einen Garten, und aus diesem vor das Hintertheil eines Pallastes geführt, dessen Größe und Bauart den Stand, Geschmack und Reichthum seines Besitzers sogleich verrieth.

Hier zeigte der Schwarze unserm Ritter eine Strickleiter, die aus dem ersten Stock herabhing, und dem erwartungsvollen Kunz keinen Zweifel mehr übrig ließ, daß er seine bisherige sehr erträgliche Gefangenschaft blos der Liebe zu verdanken habe. Er hatte daher anfangs Bedenken, der Leitung des Mohrs weiter zu folgen; allein seine Neugierde, die unbekannte Dame, zu der ihn diese Leiter wahrscheinlich führen sollte, kennen zu lernen, war größer als seine Furcht vor den übeln Folgen seines gefährlichen Unternehmens. Er wagt' es also voll Vertrauen auf seine Klugheit und bestieg muthig die Leiter, mittelst

telst welcher er in ein dunkles Zimmer kam, wo er sich von einer weichen Hand ergriffen und sanft fortgezogen fühlte.

Da Widerstand ihm hier am unrechten Orte zu seyn schien; so ließ er sich willig leiten, und kam nach langem Herumirren endlich in ein Zimmer, das gerade genug erleuchtet war um jeden Gegenstand deutlicher erkennen zu können.

Hier erst sah er, daß sein bisheriger Führer, so wie er gleich Anfangs vermuthet hatte, wirklich ein Frauenzimmer war; al-allein da sie von einem dichten Schleyer bedeckt wurde, so konnt' er nicht bemerken, ob sie schön oder häßlich, jung oder alt sey. Auch lag ihm wirklich wenig daran dieses zu wissen. Denn nach seiner Ueberzeugung war dieses die Person nicht, die ihn hatte hieher bringen lassen, und die kennen zu lernen er so begierig war, sondern höchstens ihre erste weibliche Bediente, die ihn um so weniger interessiren konnte, da es ihm nicht darum zu thun

war,

war, Eroberungen zu machen, sondern blos hinter ein Geheimniß zu kommen, das zu ergründen er sich bisher umsonst bemüht hatte.

Indeß fand er doch in der Figur und dem Betragen dieses Frauenzimmers etwas, das ihm auffiel, ohne zu wissen warum, und ohne sagen zu können, worinn es bestehe. In dieser Rücksicht allein, hätte er es gern gesehen, wenn sie sich mit ihm in eine kleine Unterredung eingelassen hätte; aber auch ihr schien ein strenges Schweigen auferlegt zu seyn. Denn sie verließ, nachdem sie ihn durch Zeichen bedeutet hatte, daß die auf einem Tische stehenden Erquickungen für ihn bestimmt wären, schnell das Zimmer und kam nach Verlauf einiger Zeit mit einer Dame zurück, welche Kunz sogleich für die erkannte, die er schon einmal in seinem Gefängnisse gesehen hatte.

Auch heute verhüllte ein Schleyer ihr Gesicht; allein da dieser weit zarter und durchsichtiger war, als der, welcher ihm bey

der

der ersten Zusammenkunft mit dieser Dame, so viele Reize verbarg: so schien er mehr darum gewählt zu seyn, um die natürlichen Reize der Dame zu heben, als sie darunter zu verbergen.

Kunz wußte sich dies recht gut zu deuten, und hoffte daher, daß es nun bald zu einer deutlichen Erklärung kommen würde. Er irrte nicht. Denn kaum hatte sich das andere Frauenzimmer auf einen Wink von ihrer Gebieterin entfernt; so hob die Dame alles gezwangvolle Zeremoniel auf, und überließ sich blos den sanften Trieben ihres Herzens.

„Endlich, schöner Fremdling,“ hub sie an, indem sie Kunzens Hand ergriff und feurig drückte, „bin ich doch so glücklich Euch, aller Gefahr zum Troz, hier zu sehen. Es hat mir viel Mühe gekostet, mir diese frohe Stunde zu verschaffen. Aber bey dem Wesen, dessen Gottheit überall anerkannt ist, schwöre ich, daß ich noch weit mehr, ja mein Leben selbst gewagt haben würde, mir eine

Unter-

Unterredung mit Euch zu erringen, wenn ich auch gewußt hätte, daß ich dadurch nicht den Erfolg erzielte, den ich mir doch davon verspreche. Denn ich müßte mich sehr in Euch irren, wenn ich glauben könnte, Ihr würdet ein Herz verschmähen, das keinen Wunsch hegt, als den: von Euch geschätzt zu werden. Aber nein, ich bin vielmehr vom Gegentheile überzeugt, und glaube, daß Ihr bey den Leiden, die Ihr mir verursacht habt, nicht gleichgültig bleiben werdet. Auch hätt' ich es nicht um Euch verdient, wenn Ihr meine feurige Liebe mit kalter Unempfindlichkeit belohnen wolltet: denn ohne mich war es um Euch geschehen. Ich fand Euch bey einem gewöhnlichen Spatziergange von der wüthenden See ans Ufer geworfen, bemerkte noch Leben in Euch und fühlte mich von einer unbekannten Macht so zu Euch hingezogen, daß ich nicht unterlassen haben würde in eigner Person Euch Hülfe zu leisten, hätte ich nicht befürchtet, es möchte dieses meinem Vater, dem Bassa von Tunis, (in dessen Gewalt Ihr Euch jetzt befindet, und der mich

damals

damals auf meinem Spatziergange begleitete), auffallen, und er hieraus meine Neigung zu Euch errathen. Ich that mir daher Zwang an, und begnügte mich Euch mittelbar den Beystand zu leisten, den ich Euch so gern unmittelbar erwiesen hätte.“

„Ihr wurdet auf meine Bitte in diesen Pallast gebracht, und erhieltet ohne es zu wissen so viele Beweise meiner Zuneigung zu Euch, daß Ihr höchst undankbar seyn müßtet, wenn Ihr so viele Liebe verkennen und mich vergeblich nach Gegenliebe seufzen lassen könntet.“

Hier schwieg die Dame und schlug, vermuthlich um an ihren noch verborgenen Reizen einen Fürsprecher zu bekommen, den Schleyer zurück. Eine Thräne zitterte in ihrem schönen Auge, und ein halb erstickter Seufzer entquoll der beklemmten Brust. Kunzens Verlegenheit stieg aufs höchste. Der Zustand der schönen Tochter des Bassa ging ihm tief zu Herzen, und er wünschte, ohne meineydig zu werden, sie beruhigen zu können.

Seine Rührung entging dem Scharfblick der schönen Fatime nicht. Sie hielt sie für Symptome einer aufkeimenden Liebe und zweifelte nicht, daß sie noch glücklich seyn würde.

Diese schmeichelhafte Hoffnung gewährte ihrem liebekranken Herzen sehr viel Beruhigung, und die Freude über den nahen Sieg erhöhete ihre Reize ungemein. Sie glaubte jetzt, da sie der Gegenliebe ihres Geliebten so gewiß zu seyn wähnte, nicht Ursach zu haben, ihrem Herzen länger Gewalt anzuthun, und trieb, weil sie kein Mittel unversucht ließ zu ihrem Endzwecke zu gelangen, den guten Kunz so in die Enge, daß es ihm sehr zu verzeihen war, wenn er in diesem Augenblicke weder an die Warnung des Geistes, noch an sein, Amalfreden gethanes Versprechen, dachte.

Der Zauber, den die Natur über das ganze Wesen der schönen Fatime ausgegossen hatte, der süße Ton ihrer sanften Stimme,

und mehr noch als alles dieses, der Gedanke ihr das Leben zu verdanken zu haben, riß Kunzen unwiderstehlich zu ihr hin, und betäubte seine Sinne dergestalt, daß er ganz unfähig war an einen andern Gegenstand zu denken.

Fatime benutzte diese Krisis ganz zu ihrem Vortheil. Sie zog den mit sich selbst kämpfenden Kunz neben sich, und schon schwebte das Geständniß der feurigsten Gegenliebe auf seinen Lippen, als plötzlich die Thür aufrauschte und Amalfrede athemlos hereinstürzte. Sie sank dem erstaunten und beschämten Kunz sprachlos in die Arme und hielt ihn so fest umklammert, daß Riesenkräfte dazu gehört hätten, den wiedergefundenen Geliebten in den ersten Sekunden des Wiedersehens ihren Armen zu entreissen.

So groß Kunzens Freude über das unvermuthete Wiederfinden seiner angebeteten Amalfrede war, eben so groß war der Verdruß, den Fatime darüber empfand. Sie

 sah

sah aus allen Umständen, daß Amalfrede ältere Ansprüche an Kunzen haben müsse, als sie, und begriff leicht, daß sie bey so bewandten Umständen wenig zu hoffen hatte. Dies beleidigte ihren Stolz. Der Gedanke, sich einem Geschöpfe nachgesetzt zu sehen, das, wie sie glaubte, ihr so weit an Schönheit nachstand, war ihr unerträglich, und gebahr in ihr den Entschluß sich an beyden Verliebten aufs empfindlichste zu rächen.

Dieses um so leichter zu können, nahm sie ihre Zuflucht zur Verstellung. Sie stellte sich, als ob sie sehr vielen Antheil an dem Glücke der beyden Liebenden nähme, und gab nach einer feurigen Umarmung der wonnetrunknen Amalfrede die Versicherung, daß sie nicht nur keine Ansprüche an ihren Geliebten machen werde, sondern daß sie auch ihrer Liebe allen Vorschub thun wolle.

Die beyden arglosen und daher leichtgläubigen Verliebten dankten ihr mit gerührten Herzen für diese scheinbare Großmuth,

und

und Amalfrede gelobte in der Einfalt ihres Herzens Zeitlebens für sie zu beten.

Fatime bot ihre ganze Verstellungskunst auf sie in ihrem Wahne zu erhalten, und versprach ihnen endlich sogar ihre beyderseitige Flucht zu befördern, aber blos unter der Bedingung, daß, wenn ihr Plan zur Flucht entdeckt werden sollte, sie sich durch keine Marter bewegen lassen sollten, an ihr zur Verrätherin zu werden.

Die beyden Verliebten gingen diese Bedingung ohne Bedenken ein, und schieden sodann mit so frohen und leichten Herzen, als ob ihre Wiedervereinigung keinen Hindernissen unterworfen wäre.

Kunz fand den Mohr noch an demselben Orte, wo er ihn verlassen hatte, und wurde von ihm durch eben die Umwege, auf denen er hieher gekommen war, wieder in seinen Auffenthalt zurückgebracht, wo er Zeit genug hatte, dem heutigen Vorfalle nachzudenken.

Er hoffte drey volle Tage vergeblich auf die Erfüllung seines heißesten Wunsches, und fing schon allmählig an in Fatimens Aufrich-

tigkeit ein Mißtrauen zu setzen, als der Mohr ihm von ihr ein Billet einhändigte, worinn sie ihm berichtete, daß sie bereits alle Anstalten zu der verabredeten Flucht getroffen habe, und daß er sich gegen eilf Uhr des Abends gefaßt halten möchte, von dem Ueberbringer dieses Billets abgeholt und an den Ort geführt zu werden, wo er seine Amalfrede in Empfang nehmen könnte.

Kunzens Freude über diese Nachricht kannte keine Gränzen, und er hoffte nun mit der schmerzlichsten Ungeduld auf den Eintritt der bestimmten Stunde.

Als sie endlich herangerückt war, kam der Mohr, ihn von hier abzuhohlen und in die Arme der Liebe zu führen. Kunz folgte ihm mit hochklopfendem Herzen und fand Amalfreden an der Hinterthür des Gartens schon auf ihn wartend.

Sie sanken einander sprachlos in die Arme und eilten sodann umschlungen dem Ufer des Meeres zu, wo sie beym hellen Schein des Mondes das zu ihrer Flucht bestimmte Fahrzeug erblickten. Allein kaum hatten sie sich

demselben genähert, so stürzten der Bassa und fünf Sklaven hinter einem Busche hervor, bemächtigten sich ihrer und führten sie zurück. Kunz wurde in ein großes unterirdisches Gefängniß geworfen, und mit einer ungeheuern Kettenlast belegt; Amalfrede aber, die des Bassa jetzige Favorite war, ob er gleich zur Zeit noch wenig Vortheil über ihr Herz erhalten hatte, in den Harem zurück gebracht, wo eine alte Mohrin die beständige Aufsicht über sie erhielt.

Beyde waren gleich trostlos über ihre Trennung, ahndeten aber nichts weniger, als daß sie ihr trauriges Schicksal ihrer vermeintlichen Freundin zu danken hätten. Und doch war es diese allein, die ihnen unter dem Schein der Freundschaft den Untergang bereitete.

Von Eifersucht und beleidigtem Stolze gereizt, hinterbrachte sie dem Bassa selbst die beabsichtigte Flucht seiner Favorite, und gab ihm, da sie am besten wußte, auf welche

Art die Flucht vor sich gehen sollte, sogar die Mittel an, wie er am leichtesten hinter die Wahrheit ihrer Aussage kommen, und zugleich den Plan der Flüchtigen vereiteln könnte.

Der Bassa benutzte diesen Vorschlag. Er verbarg sich mit einigen seiner beherztesten Leute hinter einem Busch und — that, was die Leser schon wissen.

Da er zur Grausamkeit geneigt war, so hatt' er sich Anfangs fest vorgenommen, beyden Verliebten seine Rache auf das grausamste empfinden zu lassen. Allein kaum war Amalfrede wieder in seiner Gewalt, kaum fühlte er den wohlthätigen Eindruck, den ihre Reize auf sein Herz machten, so verwandelte sich sein Haß gegen sie in Mitleid. Kunz allein schien ihm straffällig; er allein sollte büßen, was Amalfrede doch mit gleicher Bereitwilligkeit verbrochen hatte. Damit sie aber doch nicht ganz unbestraft bliebe, so war es der ernste Wille des Bassa, daß sie nicht nur bey

der Hinrichtung ihres Geliebten zugegen seyn, sondern auch dem Bassa noch an demselben Tage den so lang verweigerten höchsten Genuß ihrer Reize, wo nicht in Güte, doch gezwungen, gewähren sollte.

Kunz ahndete sein trauriges Schicksal, und fand es um so härter, da er hörte, unter welchen Bedingungen der Bassa Amalfreden Verzeihung angedeihen lassen wollte. Der Gedanke, die, welche er so zärtlich liebte, in der Gewalt eines solchen Wollüstlings zurück lassen zu müssen, überwog bey weitem die Erinnerung an seinen nahen und gewaltsamen Tod, und er konnte sich des Wunsches nicht erwehren, daß Amalfrede unter diesen Umständen lieber durch den Tod mit ihm vereinigt werden möchte. Auch zweifelte er nicht, daß Amalfrede mit Freuden den Tod ihrer jetzigen Lage vorziehen würde, und es gab sogar Augenblicke, wo er sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß sie vielleicht selbst Mittel suchen würde, durch eine rasche That den Plan des wollüstigen Bassa zu vereiteln.

So zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, sah er ziemlich gelassen der Stunde entgegen, wo seinen innern Leiden auf immer ein Ziel gesetzt werden sollte.

Einst um Mitternacht hörte er die Riegel vor der Thüre seines Gefängnisses leise zurück schieben. Er glaubte, daß man komme ihm sein Urtheil bekannt zu machen; allein er irrte sich. Die Person, die zu ihm hereintrat, kam in friedlichern Absichten.

Es war Fatime, die ihn, von Liebe gedrungen, diesen nächtlichen Besuch machte. Sie äußerte viele Theilnahme an dem Schicksale des erstaunten Kunzens, und versprach ihm sogar, ihn in Freyheit zu setzen, wenn er ihr, da er doch Amalfreden nicht bekommen würde, sein Herz schenken und sie mit in sein Vaterland nehmen wollte.

Kunz durchschaute auf einmal das ganze Gewebe der Bosheit und Rachsucht Fatimens. Er war jetzt vollkommen überzeugt, daß eben dieses Mädchen, das vor wenig Tagen noch so großmüthig ihrer Liebe entsagte und ihm jetzt die Freyheit anbot, die Stifterin

terin seines Unglücks sey, und verachtete sie nun eben so tief, als er sie noch vor wenigen Minuten wegen ihrer vermeinten Großmuth geschätzt hatte.

Man kann sich daher leicht denken, daß er die angebotene Hülfe nicht angenommen haben wird: denn er wollte einer Person, die so grausam und hinterlistig gegen ihn gehandelt hatte, durchaus keine Verbindlichkeit schuldig seyn.

Fatime wandte zwar alles an, seine Standhaftigkeit zu erschüttern, und ihn zur Aenderung seines Vorsatzes zu bewegen; allein sie bemühete sich umsonst. Kunz wollte durchaus von keiner Flucht hören, wenn Amalfrede nicht zugleich mit gerettet würde, und ließ es Fatimen deutlich merken, daß sie ihm eine große Gefälligkeit erzeigen würde, wenn sie nicht weiter mit Bitten in ihn dränge, und ihren Besuch abkürzte.

Da Fatime aus diesen Aeußerungen schloß, daß er um ihren Plan wissen müsse, so hatte sie auch kein Bedenken mehr, sich ihm in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Sie

gestand

gestand ihm also ohne Rückhalt, was bey ihm bloße Vermuthung gewesen war, und entblödete sich nicht durch Drohungen zu erpressen, was Güte ihr nicht hatte verschaffen können. Aber auch dieses Mittel schlug ihr fehl. Kunz lachte über ihre Drohungen, und erbitterte sie dadurch so, daß sie schwur, nicht eher zu ruhen, bis sie seinen Stolz gedemüthiget und die ihr zugefügten Beleidigungen mit seinem Blute gerächt habe.

In dieser Stimmung verließ sie das Gefängniß. Kunz zitterte jetzt bey dem Gedanken an die Gefahr, in die er Amalfreden durch seine Unbesonnenheit gestürzt hatte. Blos um ihrentwillen wünschte er gegen Fatimen sich klüger benommen und gefälliger bezeigt zu haben, denn er besorgte, daß diese auch ihr empfinden lassen würde, was er doch eigentlich verbrochen hatte, und man wird sehen, daß seine Besorgniß nicht ungegründet war.

Den andern Morgen ließ der Bassa Kunzen vor sich bringen und sprach ihm sein Urtheil,

theil, kraft dessen er gespießt, und sodann den Löwen vorgeworfen werden sollte.

Kunz hörte dies mit einer Gelassenheit an, die den Bassa in Erstaunen setzte. Er konnte nicht begreifen, wie ein Mensch bey der Nachricht einer so schmähligen Todesart so gleichgültig bleiben könnte, und bekam deshalb so viel Achtung für ihn, daß er vielleicht sein Urtheil widerrufen haben würde, hätte nicht Fatime ihm kurz zuvor, eh' er Kunzen rufen ließ, einen Traum erzählt, den sie diese Nacht gehabt haben wollte, und ihn dabey mit Thränen gebeten, sich vor dem gefangenen Christen — sie meynte Kunzen — in Acht zu nehmen, weil ihr Herz ihr sage, daß er es sey, für welchen ihn der große Prophet durch ihren heutigen Traum habe warnen wollen.

Dieser Traum und die scheinbar gutgemeynte Warnung seiner Tochter fiel dem Bassa jetzt ein, und vernichtete alles das Gute wieder, welches Kunzens Unerschrockenheit und offener Blick in seinem Herzen gewürkt hatte.

Er hielt seine Standhaftigkeit für Starrsinn, und glaubte, so lange Kunz lebte, Amalfreden nicht ruhig besitzen zu können.

Es hatte also bey dem einmal gesprochenen Urtheil sein Bewenden. Kunz wurde nach der Richtstätte geführt, und war dieser bereits schon so nahe, daß er all die schauderlichen Anstalten sehen konnte, die zu seinem Tode gemacht worden waren, als plötzlich die Fesseln von seinen Händen und Füßen fielen.

Das hierdurch erregte Geräusch weckte ihn aus seinen Todesbetrachtungen. Er sah sich befremdend um, und bemerkte, daß alle die ihn begleiteten wie unsinnig dem Hafen zueilten und ihn sich selbst überließen.

Er wußte nicht, was er von diesem sonderbaren Vorfalle denken sollte, suchte ihn aber doch aufs Beste zu benutzen. Er eilte daher rasch dem nahen Ufer zu und fand zu seiner großen Freude ein kleines Fahrzeug, dessen er sich zu seiner Rettung bedienen zu können glaubte. Er warf sich daher voll Vertrauen auf die Vorsicht hinein, und hatte das Ufer schon weit hinter sich, als er bey

einem furchtsamen Rückblick einen Menschen gewahr wurde, der schnell dem Ufer zueilte, und ihm von Zeit zu Zeit durch Winken zu verstehen gab, daß er halten und ihn mit einnehmen möchte.

Kunz war Anfangs unentschlossen, was er thun sollte. Allein da der Herbeyeilende näher kam, und Kunzen bekannt schien, ließ er nicht nur mit seiner Eilfertigkeit nach, sondern suchte auch dem Ufer sich wieder zu nähern, welches wegen des widrigen Windes nicht nur sehr langsam von statten ging, sondern auch sehr mühsam war.

Dies schien der Fremde zu bemerken. Da er nun wahrscheinlich keine Zeit zu verlieren hatte und vor Verfolgung nicht sicher zu seyn glaubte: so wartete er nicht auf die völlige Annäherung des Fahrzeugs, sondern sprang ins Wasser und bemühete sich durch Schwimmen dasselbe zu erreichen. Es glückte ihm auch. Der Wind trieb ihn von selbst dem Fahrzeuge zu, und Kunz säumte nicht,

ihm hülfreich die Hand zu biethen, und das um so williger, da er zu seiner größten Ver-wunderung und Freude bemerkte, daß der Hülfsbedürftige sein treuer Knappe war.

Die Freude, welche Herr und Diener empfanden, als sie einander nach so vielen glücklich überstandenen Gefahren wiedersahen, läßt sich besser denken, als mit Worten aus-drücken. Keiner von ihnen glaubte seinen Augen trauen zu dürfen. Sie sahen einan-der lange voll Verwunderung an und dach-ten in diesem Augenblicke wenig an die Ge-fahr, in der sie sich noch befanden.

Endlich brach der Knappe zuerst das Schweigen. „Gottlob!“ hub er an, „daß ich so glücklich bin, Euch, edler Ritter, nach so manchen Gefahren gesund und wohl wie-der zu sehen. Ich glaubte nichts gewisser, als daß Ihr im tobenden Meere Euer Grab gefunden hättet, und wußte es daher den Leuten des Bassa, die mich und noch einige Matrosen aufgefischt hatten, wenig

Dank, daß sie mich mit vieler Mühe wieder ins Leben zurück ruften. Allein da ich in der Folge hörte, daß auch Ihr gerettet worden wäret, und in dem Pallast des Bassa sehr gut verpflegt würdet, wurde mir auf einmal mein Leben wieder schätzbar. Zwar hatte ich damals noch wenig Hoffnung, Euch wieder zu sehen: denn ich war verurtheilt in den Bergwerken Zeitlebens zu arbeiten; allein eine geheime Ahndung sagte mir, daß ich Euch wieder sehen würde. Und dem Himmel sey gedankt, meine Hoffnung täuschte mich nicht. Ich sehe Euch wieder und darf sogar hoffen bis an das Ende meiner Tage um Euch zu seyn. Freylich sind die Umstände, unter welchen ich Euch wieder finde, nicht von der Art, daß ich mich über Euer Wiedersehen so freuen könnte, wie ich gern möchte. Denn noch sind wir nicht außer aller Gefahr. Der Weg, den wir vor uns haben, ist nicht kurz, und dieses Fahrzeug zu unbedeutend, um einen starken Sturm auszuhalten. Auch sind wir noch nicht vor den Verfolgungen des Bassa sicher, dessen Schiffe

überall kreuzen. Wir können zufällig auf eines stoßen, und dann bleibt uns weniger zu hoffen übrig, als bey jenem fürchterlichen Sturme, wo wir dem Tode so nahe waren. — Indeß wär es thörigt alle Hoffnung aufzugeben. Der Himmel hat sich ja schon einmal unserer sehr treulich angenommen, er wird uns gewiß auch diesmal nicht verlassen. — Ich glaubte gestern auch nicht, daß ich je wieder aus dieser Sklaverey kommen würde, und siehe da, der Himmel schenkt mir nicht nur die Freyheit, sondern auch meinen lieben Herrn wieder, ob ich schon nicht begreife; durch welches Wunder wir uns jetzt und unter diesen Umständen wieder sehen. Wenn ich mich aber nicht irre, so haben wir beyde unsre Rettung nächst dem Himmel, der das Gebet der Frommen und Rechtschaffenen nie unerhört läßt, niemanden zu verdanken, als —

Kunz. Als?

Wolf. Als dem Minnesänger, der Euch auf dem Schiffe durch seine Zudringlichkeit so lästig wurde.

Kunz. Wie? Auch dieser wäre dem Tode entgangen?

Wolf. Ja. Ob ihn gleich niemand unter den Geretteten gesehen haben will.

Kunz. Vielleicht ist er ein guter Schwimmer, und hatte das Ufer schon gewonnen, ehe man noch daran dachte uns zu Hülfe zu kommen.

Wolf. So spricht er; aber ich glaubs nicht.

Kunz. Warum nicht?

Wolf. Weil – weil – weil ich meine ganz eigene Gedanken von dem Kerl habe. Ich hielt ihn schon auf dem Schiffe für einen außerordentlichen Menschen; allein jetzt bin ich so vollkommen davon überzeugt, daß ich allenfalls mit meinem Kopfe für die Wahrheit meiner Vermuthung bürgen wollte.

Kunz. Nun? Und worinn besteht denn diese Vermuthung?

Wolf. Darinn, daß dem Minnesänger gewisse unkörperliche Wesen zu Gebote stehen, die man Geister nennt.

Kunz. Sonderbarer Wahn! — Woraus willst Du das schließen?

Wolf. Aus tausend bedeutenden und unbedeutenden Umständen, die, Euch alle her zu erzählen, aber viel zu weitläuftig und langweilig wäre. Hört also nur die wichtigsten Gründe, die ich für meine Meynung habe;

Kunz. Nun?

Wolf. Erstlich war der Minnesänger auf dem Schiffe der einzige, der bey jenem fürchterlichen Sturme ganz gleichgültig blieb, was er gewiß nicht gewesen seyn würde, wenn er seines Lebens nicht sicherer gewesen wäre, als wir und alle auf dem Schiff befindliche. Er mußte sich also wohl auf einen mächtigen Beystand stützen, und diesen konnte ihm unter damaligen Umständen nur ein Wesen gewähren, das mächtiger ist, als der sterbliche Mensch, dergleichen die Geister seyn sollen. Da uns nun die Erfahrung sagt, daß es mehrere Menschen gegeben, die eines vertrauten Umgangs mit Geistern gewürdigt worden sind, die ihnen so zu sagen auf den ersten Wink zu Befehl gestanden haben; so

bleibt gar kein Zweifel übrig, daß dieses Wesen, auf dessen sichern und mächtigen Beystand sich der Minnesänger in jenem grausen Sturme wahrscheinlich verließ, auch ein Geist gewesen sey. Schon dieser Grund scheint meine Vermuthung hinlänglich zu bestätigen; allein ich habe noch wichtigere und einleuchtendere, woraus sich mit Gewißheit ein Einverständniß des Minnesängers mit unsichtbaren Wesen folgern läßt.

Kunz. Du machst mich neugierig. Sprich!

Wolf. Als das Schiff, auf welchem wir uns befanden, scheiterte, und jeder von uns sich bestrebte einen Mast, ein Bret, oder sonst eine Trümmer des Schiffes zu erreichen, um sein Leben wenigstens so lange noch zu fristen als möglich, sah ich den Minnesänger noch ganz sorglos auf dem an einem Felsen hangen gebliebenen Hintertheil des Schiffs stehen und mit unbefangenem Blick in die See hinein schauen. Damals war ich freylich viel zu sehr in Todesbetrachtungen vertieft, als daß mir diese Sorglosigkeit hätte auffal-

len sollen; allein in der Folge da ich mich wieder auf dem festen Lande befand, und der Minnesänger mir wieder zu Gesichte kam, dachte ich diesem Umstande reiflicher nach, und fand sehr viel Bestätigung meiner auf dem Schiff entstandenen Vermuthung darinn. Indeß schien es mir doch noch Möglichkeit, mich in meinen Muthmaßungen geirrt zu haben. Allein seit heute bin ich fest davon überzeugt.

Kunz. Wodurch?

Wolf. Die Sonne fing heute kaum an im Osten zu glänzen, als der Minnesänger ganz unvermuthet zu mir in meinen Käfig trat. Ich wunderte mich über seine Erscheinung und vermuthete gleich, daß sein früher Besuch einen besondern Endzweck haben müsse; allein daß er von solcher Wichtigkeit sey, als er wirklich war, ahndete ich doch nicht. „Landsmann!“ hub er bald nach seinem Eintritt und nach sorgfältig verschlossener Thür an, „ich bringe Dir eine Nachricht, worüber Du Dich gewiß sehr betrüben wirst. Dein Herr hat sich gelüsten lassen die Favorite des Bassa entführen zu wollen; er ist aber ertappt

kappt worden und soll morgen gespießt werden." — Ihr könnt leicht denken Herr Ritter, daß ich bey dieser Hiobspost nicht gleichgültig blieb. Ich stand vor Schrecken wie betäubt, und war nicht im Stande auch nur eine Sylbe hervorzubringen. Dem Minnesänger schien meine Anhänglichkeit an Euch und meine Theilnahme an Eurem traurigen Schicksale zu gefallen. Er erzählte mir hierauf den ganzen Hergang Eurer Geschichte und zwar mit einer Genauigkeit, die mich um so mehr wunderte, da seine Erzählung mit Umständen verwebt war, von denen ich voraussetzen konnte, daß weder ihr noch die arglistige Fatime sie ihm entdeckt haben würdet. Allein weil ich doch nicht wissen konnte, in welchem Verhältniß er mit Euch, Fatimen, Amalfreden oder dem Bassa stand: so ließ sich seine genaue Wissenschaft um den ganzen verwünschten Handel noch ziemlich natürlich erklären. Ich unterdrückte daher einige vorwitzige Fragen, die mir schon auf der Zunge schwebten, und erkundigte mich blos, ob denn gar kein Mittel übrig sey, Euch zu retten?

Ein bedenkliches Achselzucken war die ganze Antwort, die ich auf meine Frage erhielt. Dies schlug mich noch mehr darnieder. Ich war ganz untröstlich darüber, daß ich Euch einer so unvermeidlichen Gefahr ganz preiß gegeben wissen mußte, und äußerte in diesem Zustande der Verzweiflung, daß ich mit Vergnügen in den Tod gehen würde, wenn ich Euch dadurch das Leben retten könnte.

„Ist das dein Ernst?“ rief der Minnesänger hastig, und in seinen Augen spiegelte sich sichtbar die Freude.

Setzt mich auf die Probe, wenn Ihr an meinen Worten zweifelt.

„Bedenke dich wohl, guter Freund! der Tod ist bitter, und dieser ist es zwiefach.“

Und wär er es vierfach, so sollte mich mein Entschluß doch nicht gereuen, wenn ich nur versichert bin, daß der beabsichtigte Endzweck dadurch erreicht wird.

„Das wird er, so gewiß Dir in jenem Leben vergolten werden wird, was Du hier gutes thust. — Du bleibst also bey deinem Entschluß?“

Ja.

Ja.

„Nun wohl, so folge mir und thue genau, was ich Dir vorschreibe. Dein Gehorsam rettet deinem Herrn das Leben, und Du erringst Dir dadurch einen Kranz, der köstlicher ist als alle Diademe der Großen dieser Welt. Vielleicht —

Hier brach der Minnesänger plötzlich ab, und sah einige Minuten lang starr nach der Thür, die er, wie ich gewiß wußte, vorhin so sorgfältig verschlossen hatte; die aber zu meiner größten Verwunderung jetzt beynahe bis hinten an offen stand.

Dieser Umstand und des Minnesängers stierer Blick erfüllten mich mit Grausen. Ich konnte nicht begreifen, wer die Thür so unhörbar geöffnet haben sollte, da noch alles in tiefem Schlafe lag, und fragte endlich den Minnesänger, warum er immer so starr nach der offenstehenden Thür blickte? Allein dieser hatte entweder nicht auf meine Frage gehört, oder hatte sonst seine guten Gründe diese Frage unbeantwortet zu lassen: kurz er blieb mir

die Antwort schuldig, und befahl mir: ihm nun unverzüglich zu folgen.

Wir fanden alle Thüren offen und kamen ohne von irgend einer Wache angehalten zu werden, hinaus vor die Stadt auf den Platz wo gewöhnlich die Missethäter hingerichtet werden, und wo man schon die Zubereitung zu Eurem Tode gemacht hatte.

Ich muß gestehen, diese Anstalten erregten mir Herzklopfen; allein der Gedanke, Euch durch eine böse Stunde viele frohe glückliche Tage zubereiten, beruhigte mein Herz vollkommen. Ich fragte daher meinen Führer ganz unbefangen: was nun weiter zu thun sey? und wurde von diesem hinter ein dickes Gesträuch postirt, das nicht weit entfernt war, und von wo aus ich ungesehen alles bemerken konnte, was in einem Kreise von einer Viertelstunde vorging.

Hier gab mir der Minnesänger einen Anzug, der, wie Ihr noch sehen könnt, ganz dem Eurigen gleich ist, und den er bisher unter seiner weiten Kutte verborgen gehabt hatte, mit der Anweisung diesen sogleich mit dem

meinigen zu vertauschen. Ich gehorchte ohne Widerrede, und mußte hierauf dem Minnesänger durch einen Handschlag angeloben, mich hier so lange verborgen zu halten, bis der Zug, der Euch zum Tode begleiten sollte, an einem gewissen mir genau bezeichneten Ort angekommen seyn würde, alsdann aber aus meinem Hinterhalte hervor zu brechen und mit möglichster Geschwindigkeit dem Hasen zu zueilen. Er verließ mich hierauf mit großer Eilfertigkeit, und ich habe ihn seitdem nicht wieder zu sehen bekommen.

Ich mochte ohngefähr einige Stunden in meinem Hinterhalte gelauscht haben, als ich von der Stadt her Staub aufsteigen sah. Ich errieth leicht die Ursach davon, und heftete meinen Blick nun mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Ort, wo die Staubwolke aufstieg. Ich wurde bald gewahr, daß ich mich nicht in meiner Vermuthung getäuscht hatte. Der immer stärker werdende Staub entstand von der zahllosen Menge Menschen, die Euch nach der Richtstätte begleiteten, und

es fiel mir nicht schwer, Euch selbst in diesem Gewühle auszuspähen. Mein Herz schlug bey Eurem Anblick hörbar, und ich schauderte bey dem Gedanken zurück: daß des Minnesängers Plan vielleicht doch mißglücken könnte. Ich konnte daher kaum die Zeit erwarten, bis der langsam sich herannahende Zug an den Ort kam, den mir der Minnesänger bezeichnet hatte. Endlich erreichte er das gesetzte Ziel, und sogleich sprang ich aus meinem Schlupfwinkel hervor, stürzte mich mitten durch das Gedränge, und eilte sodann der erhaltenen Vorschrift zu Folge dem nahen Hafen zu. Der ganze Haufe gerieth in das größte Erstaunen. Man hielt mich — noch begreife ich nicht warum — für Euch, verfolgte mich, hohlte mich ein, und erstaunte nicht wenig, als man statt des Herrn, den Knappen erblickte. Man sah sich nun erschrocken nach Euch um, fand aber nichts von Euch als die Ketten, die noch auf demselben Fleck lagen, wo Ihr ihnen, wie sie sagten, unter den Händen weggekommen wäret.

So groß auch immer die Angst und Verlegenheit meiner Begleiter über diesen Vorfall gewesen seyn mag, so war doch meine Freude über den so gut gelungenen Plan des Minnesängers noch ungleich größer. Ich zweifelte nicht im geringsten, daß Ihr jenen Augenblick, wo die Aufmerksamkeit aller blos auf mich gerichtet war, zu Eurem Vortheil benutzt haben würdet, (ob ich schon nicht begreifen konnte, wie Ihr Eurer lästigen Ketten so geschwind quitt geworden), und das frohe Bewußtseyn, auch etwas zu Eurer Rettung beygetragen zu haben, versüßte mir die Bitterkeit des nahen Todes ungemein.

Der Bassa, dem man schleunig berichtet hatte, was vorgegangen war, kam selbst sich von der Wahrheit der erhaltenen Nachricht zu überzeugen, und versprach mir nicht nur Erlassung aller Strafe, sondern auch die Freyheit in mein Vaterland zurück zu kehren, wenn ich ihm sagte, wo Ihr hingekommen wäret.

So großmüthig auch dieses Anerbieten war, so würde ich es doch ausgeschlagen haben,

ben, selbst wenn es mir möglich gewesen wäre dem Verlangen des Bassa ein Genüge zu leisten. Ich sagte ihm dieses ohne Rückhalt, und erbitterte ihn durch diese Verstocktheit, wie er es nannte, so gegen mich, daß er sogleich den Befehl gab, das Euch gesprochene Urtheil an mir zu exequiren. Allein ein Wunder rettete auch mich.

Ich hatte mich schon völlig in mein trauriges Schicksal ergeben, und man nahete sich schon den Befehl des Bassa zu befolgen, als der Minnesänger plötzlich aus dem dicht gedrängten Haufen zu meiner Rettung hervorbrach. Er faßte mich stillschweigend bey der Hand, zog mich, ohne daß sich jemand widersetzt hätte, mit sich fort und geleitete mich bis an einen kleinen Hügel, wo er mich meinem Schicksale überließ, ohne mir Zeit zu lassen, ihn für den Dienst, den er mir erzeigt hatte, zu danken. — Ich erblickte Euer Fahrzeug, verdoppelte meine Schritte, und — Dank sey es dem Himmel und dem großmüthigen Minnesänger! — bin nun so glück-

lich mit Euch eine Luft zu athmen und gleiches Schicksal zu theilen.“

Kunz dankte seinem treuen Knappen mit gerührtem Herzen für die große Treue und Ergebenheit, die er gegen ihn gezeigt hatte, und wünschte Gelegenheit zu haben und im Stande zu seyn, ihn nach Verdienst zu belohnen. Allein die Freude über seine und seines treuen Dieners Rettung wurde um vieles durch den Gedanken vermindert, daß er eine Person in den Händen des Bassa hatte zurück lassen müssen, die er über alles liebte, und ohne deren Besitz ihm jede Lebensfreude widerstand. Sie der Gewalt seines furchtbaren Nebenbuhlers zu entziehen, war sein einziger, heissester Wunsch; allein dieses Unternehmen war mit so vielen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft, daß ihm keine Hoffnung übrig blieb diesen seinen Wunsch je erfüllt zu sehen. Amalfrede schien für ihn auf immer verlohren. Es war voraus zu sehen, daß der Bassa, durch Kunzens ersten Versuch die schöne Amalfrede ihm zu entführen, vorsichtig

tig gemacht, schon besser aufmerken und Anstalten getroffen haben würde, die einen zweyten Versuch ganz fruchtlos machten. Es blieb ihm also nichts übrig, als seinen süßen Hoffnungen zu entsagen und sich in sein trauriges Schicksal zu ergeben.

Sein treuer Diener und Gefährde ermangelte nicht ihm den Trost zuzusprechen, dessen er so sehr bedurfte. Er nährte den noch unbemerkbar fortglimmenden Hoffnungsfunken in der Seele seines Herrn und bewieß ihm aus seinem eigenen Beyspiele, daß da, wo die Gefahr am größten und vor Menschen Augen keine Rettung mehr zu hoffen sey, der Vorsehung immer noch Mittel und Wege offen stehen, die Gefahr abzuwenden und mittelbar oder unmittelbar hülfreich zu seyn. Allein sein Trost that nicht ganz die gewünschte Wirkung. Kunz war fest überzeugt, daß er, in Rücksicht seiner Liebe zu Amalfreden, nichts mehr zu hoffen habe, und entschloß sich daher fest, der Liebe auf immer zu entsagen, und wie er schon willens gewesen, seine noch

übri-

übrigen Lebenstage in einem Kloster zuzubringen, welchen Vorsatz Wolf, wiewohl vergeblich, durch eine widrige Schilderung des Klosterlebens und eine treue Darstellung der damit verbundenen Unbequemlichkeiten umzustoßen suchte.

Indeß bewürkte der Zufall, was der hinreissensten Beredsamkeit vielleicht nicht geglückt wäre. Das Fahrzeug, auf welchem sich unsre beyden Flüchtlinge befanden, war ein Spiel der Wellen, und richtete seinen Lauf daher nicht nach der Absicht seiner jetzigen Besitzer und Dirigenten, sondern blos nach der Laune des damals ziemlich heftig wehenden Südostwindes. Dieser riß es mit grosser Schnelligkeit fort und trieb es, nicht wie Kunz und sein Knappe es wünschten, nach der italienischen Küste, sondern gerades Weges nach den balearischen Inseln.

Erst als die Nacht die ganze Natur in ihren dichten Schleyer gehüllt hatte und die Gefahr, eingehohlt und zurück geführt zu

werden, größtentheils überstanden war, fühlten unsere Reisende einen quälenden Hunger. Aber wie diesen stillen? Das Meer ist zwar eine Vorrathskammer, aus der Millionen Menschen ihren Unterhalt hohlen können; allein dazu gehören gewisse Erfordernisse, von denen Kunz und sein Knappe ganz entblößt waren. Sie hatten weder Angel noch Netz, um sich auch nur ein kärgliches Mahl zu verschaffen, noch auch Feuer und Geschirr, die gemachte Beute genießbar zuzubereiten, und somit blieb unsern Bedrängten wenig Hoffnung übrig ihr Leben über einige Tage zu fristen.

Dies beunruhigte den guten Wolf gar sehr. Er sah wohl, daß bey diesen Umständen sein Stündlein nicht mehr fern seyn könnte, und hatte sich auch schon völlig darein ergeben, als sein starr auf den Boden gerichteter Blick auf eine kleine Fallthür fiel, die er bisher noch nicht bemerkt hatte. Er schritt daher, da er vor jetzt keinen größern Wunsch hatte, als den, den Magen zu füllen, mit großer

Eilfertigkeit zur Untersuchung des Behältnisses, wozu die erwähnte Thür führte.

Seine Mühe wurde reichlich belohnt. Er fand in diesem kleinen Keller einen ziemlichen Vorrath von Lebensmitteln, und seine Freude darüber war gränzenlos.

Das Fahrzeug wurde endlich nach einem siebentägigen Umherirren an die Insel Minorca angetrieben und brachte also beyde Flüchtlinge in vollkommene Sicherheit.

Wolf sprang zuerst ans Ufer, befestigte das Fahrzeug mit seiner Leibbinde an eine Baumwurzel, von welcher das Wasser die Erde losgespült hatte, und bestieg sodann einen kleinen Hügel, um das Land ein wenig zu untersuchen. Er erblickte auch bald am Fuße eines Berges ein großes Gebäude, welches er nicht ohne Grund für ein Kloster hielt, und das ihm deutlich zeigte, daß dieses Land keine Wüste, sondern von Menschen bewohnt sey.

Innig über diese Entdeckung entzückt eilte er wieder zu seinem Herrn und brachte ihm diese angenehme Nachricht. Sie bega-

ben sich sogleich auf den Weg und kamen in kurzer Zeit vor dem Kloster an. Ein wohlbeleibter Dominicaner führte beyde Pilger nach vorhergegangenen üblichen Examen in einen geräumigen Saal, wo der ganze Convent bey einander war und dem Anschein nach über wichtige Dinge berathschlagte.

Hier wurde Kunz abermals examinirt und er beantwortete alle Fragen des ehrwürdigen Abts so genau und gewissenhaft, daß er sich dadurch bey Ihro Hochehrwürden sehr vortheilhaft empfahl. Der Abt schien ihn wegen seines widrigen Schicksals von Herzen zu bemitleiden, und gab ihm die Versicherung, daß er an ihm einen sehr theilnehmenden Freund finden sollte.

„Seinem Nebenmenschen in der Noth beyzuspringen und den Verirrten auf den rechten Weg zurück zu führen, fordert schon die Christenpflicht,“ fuhr der Abt mit einer frommen Miene fort, „allein uns, die wir blos dem Herrn leben, und auf nichts mehr bedacht

bedacht sind, als durch einen frommen und erbaulichen Lebenswandel auch andere, die noch verkehrten Herzens sind und noch zu sehr an dem Zeitlichen hängen, zur Tugend und Frömmigkeit aufzumuntern, uns, sage ich, liegt diese schöne Pflicht doppelt ob. Wir theilen daher gern mit den Nothleidenden unsern bissen Brod, und finden unsre größte Glückseligkeit im Wohlthun und in Ausübung guter Werke. — Der Zufall sorgte daher besser für Euch, als Ihr vielleicht glaubtet, indem er Euch in diese Wohnung des Friedens führte. Geht, und laßt Euch Speise und Trank reichen und thut Euch gütlich. Nur vergeßt nicht, dem Geber alles Guten den gebührenden Dank zu zollen. Gott befohlen!"

Kunz empfahl sich der ehrwürdigen Gesellschaft durch eine stumme Verbeugung, und wurde von dem nemlichen Mönch, der ihm die Thüre geöffnet hatte, in ein kleines, nettes Zimmer geführt, wo er sehr gut bewirthet wurde. Die Speisen waren sehr köstlich

und der Wein so lieblich, daß Kunz die Herren Patres von Herzen wegen ihren rothen Nasen entschuldigte. Er sprach ihm daher tapfer zu und trank sich so fröhlig, daß er allen seinen Kummer vergaß. Da nun der Wein gewöhnlich sehr gesprächig machte; so entspann sich nach und nach zwischen Kunzen und dem Bruder Kellner ein Gespräch, wodurch ersterer völlig von seiner Grille ins Kloster zu gehen, geheilt wurde.

Der Bruder Kellner, der das Mundschenkenamt sehr gut verstand, und treulich mit gezecht hatte, wurde von Zeit zu Zeit offenherziger, als er hätte seyn sollen, und erzählte manches Anekdötchen, woraus klar erhellte, daß die Herren Patres ihre Zeit nicht blos mit Beten und Fasten zubrachten, und daß also das Kloster nichts weniger sey, als die privative Wohnung der Frömmigkeit und Tugend.

Kunz bekam daher von diesem Augenblicke an einen eben so großen Widerwillen gegen

das Klosterleben, als er vor wenig Stunden noch eine große Vorliebe dafür gehabt hatte, und sein Knappe trug das seinige treulich dazu bey, diesen Widerwillen noch mehr zu nähren. Sie waren aber schlau genug, ihre wahren Gesinnungen sorgfältig zu verbergen, und stellten sich vielmehr, als ob ihnen das Klosterleben außerordentlich behagte. Der Abt betrachtete sie daher gleichsam als Novicen, und nahm sich oft selbst die Mühe, sie mit der Verfassung und den Grundsätzen seines Ordens bekannt zu machen.

So wenig Kunz auch an der Verfassung und den Lehren des Ordens selbst zu tadeln fand; so viel hatte er hingegen an seinen Verehrern auszusetzen. Er lernte von Tag zu Tag ihre Schwäche mehr einsehen, und bemerkte mit Unwillen, daß mancher dieser hochgerühmten Gottesverehrer ein weit ärgerlicheres Leben führte, als der verwildertste Laye.

Vorzüglich aber war Kunzen des Abts Frömmigkeit am meisten verdächtig; er

wünschte daher von ganzem Herzen einen Ort verlassen zu können, wo man unter der Maske der Gottesfurcht sich die größten Zügellosigkeiten erlaubte. Er ging daher alle Tage längs dem Seestrande spatzieren, in der Hoffnung ein Schiff ansichtig zu werden, das ihn in sein Vaterland zurück brächte, und verirrte sich oft so weit von dem Kloster, daß er zuweilen erst spät in der Nacht dahin zurück kam.

Auf einer dieser Wanderungen wurde er in einiger Entfernung eine kleine Hütte gewahr, die er bisher nicht bemerkt hatte. Er hielt sie für die Klause eines Einsiedlers, und ging, mehr vom Durste als aus Neugierde getrieben, darauf zu. Er fand die Thür offen, allein in der ganzen Hütte, die vollkommen das Ansehen einer Einsiedley hatte, war kein anderes lebendiges Geschöpf anzutreffen, als ein kleiner Hund, den Kunz schon wo anders gesehen zu haben glaubte. Er entschloß sich daher die Zurückkunft des vermuthlichen Eigenthümers dieser kleinen Hütte abzuwarten, und zweifelte nicht, daß er in der Person des-

selben einen alten Bekannten wieder finden würde.

Nach Verlauf einiger Zeit wurde Kunz durch das Fenster der Hütte einen Menschen gewahr, den er sogleich aus seinem Anzuge für den Bewohner derselben erkannte. Er eilte ihm voller Erwartung bis vor die Thüre entgegen und wunderte sich nicht wenig in der Person dieses Einsiedlers einen jungen blühenden Jüngling zu erblicken, dessen Gesichtszüge ihm sehr bekannt vorkamen.

Letzterer schien über seinen Anblick ganz erstaunt. Er sah ihn einige Secundenlang voller Verwunderung an und eine fliegende Röthe überzog sein ganzes Gesicht. Dann flog er mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und drückte ihn so innig an sein Herz, daß diesem kein Zweifel mehr übrig blieb, er müßte ihn nicht erst seit heute kennen.

Kunz fragte daher sehr angelegentlich nach dem Namen und dem Vaterlande dieses Einsiedlers, allein dieser drückte ihn statt aller Antwort einen brennenden Kuß auf seine Lippen, und hing noch wonnetrunken an sei-

nem Halse, als der Herr Abt ganz unvermu-
thet in die Klause trat.

Der Einsiedler schien über den Anblick Sr. wohlgenährten Hochehrwürden höchst betreten und fuhr wie ein durch Hundegebell von seinem Lager aufgeschrecktes Reh aus Kunzens Armen. Letzterer fand bey genauerer Betrachtung die Gesichtszüge des Einsiedlers viel zu fein für einen Mann. Er wurde auch bald völlig überzeugt, daß in dem geishärnen Rock ein Frauenzimmer verborgen sey, und wußte sich nun recht gut zu erklären, warum Ihro Hochehrwürden oft ganze Tage nicht ins Kloster kamen.

Des Abts Besuch dauerte diesmal sehr kurz. Er beurlaubte sich bald und nöthigte dadurch Kunzen ein Gleiches zu thun. Ihre Unterhaltung unterwegs war nicht sehr interessant. Der Abt vermied sorgfältig jede Gelegenheit von dem schönen Einsiedler zu reden, und Kunz verdoppelte seine Schritte so sehr, daß er in kurzer Zeit das Kloster erreichte.

Uebri-

Uebrigens befürchtete er nichts weniger, als daß ihm dieser Handel zu besondern Nachtheil gereichen würde. Er war daher ganz ohne Sorgen und theilte den ganzen Vorgang seinem Knappen mit einer Unbefangenheit mit, welche diesen in das größte Erstaunen setzte.

„Herr," sagte der ehrliche Wolf mit bedenklichem Kopfschütteln, „seyd auf Eurer Huth! Der Abt brütet gewiß über einem Plan sein Ansehn durch Eure Aufopferung aufrecht zu erhalten, und ist boshaft und unverschämt genug, Euch eines Verbrechens zu beschuldigen, das Ihr vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennt. — Wenn Ihr also meinem Rath folgen wollt, so laßt uns noch diese Nacht entfliehen. Ich weiß hier im Kloster genau Bescheid, und will Euch einen Ort zeigen, wo wir ohne Gefahr entdeckt zu werden, entfliehen können." —

Wolf bot seine ganze Beredtsamkeit auf, seinen Herrn zu einer heimlichen Flucht zu bereden; aber umsonst. Letzterer hielt es für

höchst

höchst unanständig und ehrenwidrig nach so vielen genossenen Wohlthaten den Abschied hinter der Thür zu suchen, und erklärte frey heraus, daß er bleiben würde, möchten auch die Folgen seyn, welche sie immer wollten.

Der Abt brütete in der That, wie Wolf vermuthet hatte, im Stillen über einem boshaften Plan unsern Kunz zu verderben. Der schöne Einsiedler war (wie meine Leser vielleicht muthmaßen werden) niemand anders als die verschwundene Gräfin *** und wirklich eine geheime Liebschaft des ehrwürdigen Abts, und die Lage, in welcher er Kunzen in der Hütte gefunden hatte, war in der That verdächtig genug, um Argwohn und Eifersucht zu erregen. Er war fest überzeugt, daß letzterer mit seiner Geliebten bekannter seyn müsse, als ihm lieb sey, und fand dieses so wenig nach seinem Behagen, daß er schon in dieser Rücksicht wünschen mußte eines so gefährlichen Nebenbuhlers quitt zu seyn. Allein mehr noch als die Eifersucht spornte ihn die Besorgniß, daß Kunz vielleicht sein

Verständniß mit dem weiblichen Einsiedler ausgeforscht haben und bey Gelegenheit ausplaudern möchte, zur Rache an. Er hielt es zur Erhaltung seines Ansehns und guten Rufs für unumgänglich nöthig, dem Ritter ein ewiges Stillschweigen aufzulegen, und es schien ihm kein Mittel unerlaubt, wenn es ihn nur zu seinem Endzweck führte.

Sein Anschlag war daher eben so boshaft als heimtückisch. Ein ihm sehr ergebener Mönch, der an Schurkerey dem ehrwürdigen Abt nichts nachgab, mußte den beyden Fremdlingen in ihren Nachttrunk eine hinreichende Dosis Opium werfen, und als dieses seine Wirkung that, sich in ihre Zelle schleichen und mehrere reich mit Juwelen besetzte Reliquien, und besonders einen kostbaren Ring, geschickt in ihre Kleider nähen. Der Bube entlud sich seines Auftrags mit vieler Geschicklichkeit, und that noch mehr, als ihm der Abt befohlen hatte. Er verübte, um die Fremdlinge noch mehr zu graviren, vorsetzlich an dem Schranke und dem Käst-

chen, woraus er die Pretiosa mittelst der vom Abt erhaltenen Schlüssel genommen hatte, einige Gewaltthätigkeit, und verbarg wohlbedächtig die hierzu gebrauchten Werkzeuge unter der Schlafstätte der sorglos Schlummernden.

Den andern Morgen trat der Bruder Küster leichenblas und außer Athem in des Abts Schlafzimmer, um ihm die große Neuigkeit zu bringen, daß man diese Nacht das Kloster bestohlen habe.

Der Abt bezeigte das größte Erstaunen, und fragte, ob man nicht Spuren gefunden habe, auf welche Art der Dieb herein gekommen seyn müsse?

Küster. Nein.

Abt. So muß der Dieb hier im Kloster seyn.

Küster. Das vermuthe ich auch.

Abt. Man muß eine scharfe Untersuchung anstellen.

Küster. Nicht mehr als billig.

Abt.

Abt. Es darf keine Zelle ununtersucht bleiben, ausgenommen die Wohnung der Fremden.

Küster. Verzeihen Sie, Herr Abt; aber die Fremden, dünkt mich, sollten zuerst in Untersuchung kommen: denn auf diese fällt der größte Verdacht.

Abt. Schweig! Ich bin von der Ehrlichkeit dieser Fremdlinge so fest überzeugt, daß ich nicht anstehen würde mit meinem Kopfe für ihre Unschuld zu haften. — Sie sind also vor der Hand frey von aller Untersuchung.

Küster. Wie Ihr befehlt. Aber ich fürchte, der Convent wird das nicht so hingehen lassen. —

Abt. Fort, und thu was ich Dir befehle!

Küster. Nun ich gehe —

Abt. Noch eins! — Bey wem man den Raub findet, der wird ohne weitere Anfrage sogleich bis auf weitern Befehl in das tiefste Gefängniß geworfen.

Küster. Sehr wohl.

Der Küster ging und der Abt freute sich innig, daß ihm sein Schurkenstreich so wohl gelang. Er wußte nun gewiß, daß ihm seine Beute nicht entgehen würde, und schlurfte eben in guter Muße die letzte Hälfte seines Morgentranks aus, als sich plötzlich im Vorsaale ein heftiges Getös und Geschrey erhob. Da nun die größten Bösewichter gemeiniglich auch die feigsten Memmen sind: so befiel ihn auf einmal ein solches Zittern, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte. Er besorgte, Kunz möchte seinen Kniff gemerkt haben und nun kommen, ihm den gebührenden Lohn dafür zu geben, und fand bald, daß er sich in seiner Vermuthung nicht betrogen hatte.

Kunz hatte ohne Mühe errathen, wer die entwendeten Juwelen in seine und seines Knappen Kleider prakticirt habe, und in der Wuth einen Bratspieß ergriffen, mit welchen er unaufhaltsam nach des Abts Schlafzimmer stürzte, den er in einer Gemüthsunruhe fand, die ihm keinen Zweifel übrig ließ, daß dieser den Plan ihn zu verderben geschmiedet habe.

Kunz

Kunz führte daher, ohne sich vorher in einen Wortwechsel einzulassen, einen so kräftigen Streich nach ihm, daß dem Abt gewiß alle Lust auf immer vergangen seyn würde ein zweytes Bubenstück auszuüben, hätten nicht Sr. Hochwürden für gut befunden sich mit dem nächsten Stuhle zu schützen. Dieser allein empfand also den Zorn des ergrimmten Ritters; würde aber in der Folge ein sehr ohnmächtiger Beschützer des geängsteten Abts gewesen seyn, wenn nicht die Mönche und einige herbeygerufene Klosterknechte dem Ritter auf dem Fuße gefolgt wären, ihm noch zur rechten Zeit das Mordgewehr aus der Hand gerungen, und ihn selbst gefangen genommen hätten.

Nun hatte der Abt den schicklichsten Vorwand seiner Rache freyen Lauf zu lassen. Er befahl den m ö r d e r i s c h e n K i r c h e n r ä u b e r, wie er Kunzen nannte, in das fürchterlichste Gefängniß zu werfen, und ließ sodann den Convent zusammen berufen, um über Kunzens Schicksal zu berathschlagen. Damit

aber der Orden um so eher irre geführt werden, und die von Kunzen gegen ihn ausgestoßenen Beschuldigungen vor ungegründet und vor bloße Erzeugnisse der Verzweiflung halten möchte, blieb er diesmal nicht nur aus der Versammlung weg, sondern bat auch den Prior und mehrere Conventsglieder bey Abfassung des Urtheils die größte und schönste der christlichen Tugenden, die Barmherzigkeit, nicht aus den Augen zu setzen, und auf die ihm angethanen persönlichen Beleidigungen gar keine Rücksicht zu nehmen, weil er ihm diese, wie er mit einem frommen Seufzer hinzusetzte, als ein guter Christ schon von Herzen verziehen habe.

Allein die Herrn Patres waren über die Entweihung ihrer Reliquien so aufgebracht, daß sie in ihrem frommen Eifer den christmilden Befehl des Abts ganz aus der Acht ließen, und blos den Eingebungen ihrer blutdürstigen Herzen folgten. Es fiel also das Ende der ganzen Berathschlagung dahin aus: daß Kunz wegen überführten Kirchenraubes und beabsichtigten Todschlags erstlich geblendet und

sodann

sodann todt gegeisselt, sein Knappe aber, als Mitgehülfe und Hehler des begangenen Diebstahls lebenslänglich eingemauert werden sollte.

Der Abt war schlau genug, dieses Urtheil für zu streng zu erklären; ließ es aber doch dabey bewenden, weil es, wie er sagte, sehr unbescheiden sey, klüger seyn zu wollen, als ein ganzes Collegium und befahl, Kunzen hiervon zu benachrichtigen.

So schnell die Stunden der Freude vorüber eilen, so langsam verstreichen die Tage des Unglücks. Kunz machte diese traurige Erfahrung. Jede Stunde dünkte ihm eine Ewigkeit, und sein Schicksal schien ihm weit härter und drückender, da man ihn auch seines einzigen Freundes und Trösters in seinem Unglück, seines treuen Knappens beraubt hatte. Er sah daher mit schmerzlicher Sehnsucht der Stunde seiner Erlösung entgegen.

Fünf kummervolle Tage waren verstrichen, und die furchtbare Nacht, die dem fürchterlichen Freytag zunächst voraus ging, lag schon in dichtem Dunkel über der Erde,

 als

als Kunz durch den Klang einer Zyther aus seinen traurigen Gedanken geweckt wurde. Er richtete sich verwunderungsvoll in die Höhe, und hörte folgende Verse von einer angenehmen Stimme unter der Begleitung der schon erwähnten Zyther absingen:

Kummer schwinde, fliehet Sorgen!
Nach dem Sturm folgt Sonnenschein.
Heiter wird der frühe Morgen,
Heitrer noch der Abend seyn.

* *
*

Nichts besteht hienieden lange
Leid und Freude wechselt oft.
Ist man schon um Rettung bange,
Kömmt die Hülfe unverhofft.

* *
*

Drum entsage allem Harme!
Wirf der sanften Hoffnung dich
Ohn' Bedenken in die Arme
Und vertrau ihr sicherlich.

* *
*

Sie wird dich nicht irre leiten:
Denn ihr Wunsch ist: Menschen Glück!
Wo sie strahlet, nahen Freuden,
Endet bald das Mißgeschick.

Der

Der Sänger schwieg und die Zyther verstummte; aber Kunz glaubte noch immer die rührende Stimme des erstern und die schmelzenden Töne der letztern zu hören. Er fühlte sein Herz ungemein erleichtert, und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Sänger, der ihn durch seinen zauberischen Gesang mit neuer Hoffnung beseelt hatte, und jener Minnesänger eine Person sey. Er wünschte Ueberzeugung davon zu haben, und lauschte noch lange, ob sich vielleicht der Sänger zum zweytenmale hören lassen würde; allein kein Laut unterbrach ferner die Todtenstille, welche rund umher herrschte. Kunz gab also seine Hoffnung auf, und verfiel bald nachher in einen so süßen Schlummer, als ob er ganz nichts zu befürchten gehabt hätte.

So mochte er ungefähr einige Stunden geruhet haben, als er sich an der Schulter geschüttelt fühlte. Er richtete sich in die Höhe und sah, daß es der Prior war, der ihn aus seinem sanften Schlafe geweckt hatte.

Was verlangt Ihr, Herr Prior? sagte er, seyd Ihr vielleicht gekommen, mich zum Tode abzuholen?

„Nein, Herr Ritter," versetzte dieser, „ich komme in friedlichen Absichten. Euch Eure Freyheit anzukündigen, seht Ihr mich hier."

Kunz. Wär es möglich!

Prior. Wie ich Euch sage. Der Convent ist völlig von Eurer Unschuld überzeugt und sendet mich an Euch ab, Euch in seinem Namen die Freyheit anzukündigen, und zugleich wegen des Euch geschehenen Unrechts um Verzeihung zu bitten.

Kunz. Durch welches Wunder ist denn meine Unschuld an den Tag gekommen?

Prior. Euch das zu sagen, ist mir nicht erlaubt. Genug Ihr seyd frey und könnt das Kloster verlassen, so bald oder so spät es Euch gefällt.

Kunz. Und mein Knappe?

Prior. Theilt gleiches Schicksal mit Euch, und harrt schon im großen Saale Eures Wiedersehens. — So weit mein Auftrag!

trag! Und nun noch eine Bitte, deren Erfüllung Euch wenig kostet, mir und jedem Mitgliede des Ordens aber sehr am Herzen liegt.

Kunz. Nennt sie, diese Bitte, und kann ich sie erfüllen, so sey sie Euch unbedingt und in ihrem ganzen Umfange gewährt. Man soll mich weder des Undanks noch der Rachsucht mit Recht beschuldigen können.

Prior. Diese gute Meynung habe ich nicht erst seit diesem Augenblicke von Euch. Hört also, worinn meine Bitte besteht. — Ihr habt einige Zeit unter uns gelebt und vielleicht ma.iches bemerkt, was nicht ist, wie es seyn sollte. — Wir sind alle schwache Menschen, und das Brevier und Skapulier ist wahrlich ein schwacher Damm gegen den Strom der Verderbniß unsrer Zeit. Wir Clerici sind daher eben so wenig fehlerfrey, als die andern Menschen, und lassen uns zuweilen eben so leicht von unserm Blut und verkehrten Herzen zu Thorheiten und menschlichen

lichen Schwachheiten hinreissen als ihr Layen. Da nun die Welt unsre Handlungen weit strenger zu beurtheilen pflegt, als die euri- gen, und uns zur Sünde anrechnet, was sie an euch kaum als einen Fehler tadelt: so se- hen wir uns freylich manchmal genöthigt, einen Fehler mit dem andern wieder zu be- decken, und so unser Ansehen aufrecht zu er- halten. Viele werden dies Klugheit nennen, die mehresten aber werden es nicht nur höchst anstößig und ärgerlich finden, sondern auch ohne weitere Rücksicht dem ganzen Or- den empfinden lassen und aufbürden, was doch im Grunde ein einziger oder doch nur wenige sündigten. Käme der Pöbel hinter die Leichtfertigkeit einiger unserer Mit- glieder, würde es ruchbar, daß sogar unser Oberhaupt nicht fehlerfrey sey, so würden wir nicht nur verachtet, sondern die Einkünfte unsers Klosters, dürften vielleicht auch in kurzem merklich verringert werden. Der Un- schuldige würde also mit dem Schuldigen lei- den müssen, welches zu verhüthen nicht nur nothwendig, sondern auch Schuldigkeit ist.

Ich glaube daher nicht zu viel zu verlangen, wenn ich Euch bitte, mit dem Austritte aus diesem Kloster, alles was Euch auffiel und anstößig schien, als ungesehen zu betrachten, und gewisse Geschichten, die zu verschiedenen Irrungen Anlaß gegeben haben, zu verschweigen, und aus Eurem Gedächtnisse zu verbannen. Versprecht mir dieses auf Ritter-Ehre, und nehmt dagegen die Versicherung, daß wir redlich Gesinnte Euch ewig dafür dankbar seyn werden.

Kunz erfüllte die Bitte des Priors und verließ noch denselben Tag mit seinem Knappen das Kloster, ohne zu wissen wohin er sich wenden und was er nun beginnen sollte.

Sein Weg führte ihn vor der Einsiedley vorbey. Da er nicht blos neugierig war, den mehr erwähnten Einsiedler näher kennen zu lernen, sondern auch von diesem nähern Aufschluß über seine wunderbare Befreyung zu bekommen hoffte; so trat er hinein; fand aber zu seinem Verdrusse nicht nur keinen Ein-

siedler, sondern auch die ganze Wohnung so öde und leer, als ob sie in mehrern Jahren von keinem Menschen bewohnt worden wäre. Dies bewies hinlänglich, daß der Einsiedler während der Zeit, daß Kunz im Gefängnisse gesessen, seine Wohnung verändert hatte, und ließ daher letzterm wenig Hoffnung übrig, seine Neugierde je befriedigt zu sehen. Kunz verweilte sich daher an diesem Orte nicht lange, sondern begab sich weiter und erreichte gegen Abend ein kleines Städtchen, dessen Einwohner, dem Anschein nach mit Mangel und Ueberfluß gleich unbekannt, ein sehr ruhiges und glückliches Leben führten. Sie schienen nur eine Familie auszumachen, und die Tugend der Gastfreundschaft in ihren friedlichen Wohnungen treulich zu üben. Denn kaum befand sich Kunz innerhalb der Pallisaden,*) in welche dieses

*) In den ältern Zeiten pflegte man die Städte blos mit Zäunen oder Pallisaden einzuschließen; allein mit der unglücklichen Erfindung des Schießpulvers hielten sich die Einwohner nicht mehr hinter dieser Schutzwehr sicher, und sahen sich daher genö-

dieses Städtchen eingeschlossen war, so drängten sich mehrere Einwohner zu ihm und bothen ihm mit der größten Gutmüthigkeit ihre Dienste und ihre Wohnungen an.

Besonders gab sich ein junger Mann von edelm Anstande viele Mühe, Kunzen zu bewegen, ihm in seine Wohnung zu folgen und die Zeit seines hiesigen Aufenthalts bey ihm zuzubringen. Da nun Kunz ohnedies nicht wußte, wovon er, aller Mittel entblößt, in einem fremden Lande leben sollte, und in dem Gesichte des Jünglings einige Züge fand, die ihm für dessen Edelmuth bürgten, so trug

er

genöthigt, die bisher üblichen Verzäun- und Pallisadirungen mit Mauern zu vertauschen, deren Stärke oder Schwäche von der Wichtig- oder Unwichtigkeit des Orts abhing, den sie einschlossen. — Von der alten Art, sich gegen das Eindringen der Feinde und wilden Thiere zu schützen, rührt noch die Benennung der Zaun- und Pfahl-Gerichte her, worunter man eine Gerichtsbarkeit verstand, die sich nicht über die Verzäunung oder Verpallisadirung der Stadt hinaus erstreckte, und also sehr enge Gränzen hatte.

er kein Bedenken, dieses großmüthige Anerbieten anzunehmen.

Er folgte ihm durch verschiedene Strassen, und kam endlich vor einem Gebäude an, dessen einfache Bauart zwar Bequemlichkeit, aber keine üppige Pracht in seinen innern Theilen versprach.

Die Wirklichkeit entsprach auch vollkommen der Erwartung. Die innern Theile dieses Gebäudes waren nett, reinlich und bequem, aber ohne die kleinste Spur von Verschwendung oder unnöthiger Pracht. Dies nahm unsern Ritter noch mehr für seinen Freund ein. Er zweifelte nicht, daß der junge Mann, so wie in seiner Oekonomie, also auch in allen übrigen Dingen die Ordnung ohne Uebertreibung liebe, und daß er mithin ein Mensch sey, der sich weder durch eine unordentliche Leidenschaft, noch durch böse Beyspiele von dem geraden Wege ablenken ließe, den die Tugend vorzeichnet. Da er nun von jeher diesen biedern und festen Charakter an

jedem,

LB Coburg

jedem, bey dem er ihn fand, geschätzt hatte; so entspann sich schon in der ersten Viertelstunde zwischen dem Wirth und Gast eine so innige und feste Freundschaft, als ob sie sich schon Jahre lang gekannt, und einander wechselseitig die untrüglichsten Proben der Treue und Ergebenheit gegeben hätten.

Kunz theilte nach eingenommnen Imbiß bey einem Becher selbst gekelterten Weins seinem neuen Freunde von seiner abentheuerlichen Geschichte so viel mit, als er für nöthig fand, und bemerkte, daß letzterer bey verschiedenen Umständen derselben bald bedenklich den Kopf schüttelte, bald geheimnißvoll lächelte. Dies fiel dem Ritter auf. Da ihm nun der errichtete Freundschaftsbund ein Recht zu geben schien, frey und ohne Rückhalt seine Gedanken zu eröffnen; so stand er nicht an, dem Freunde seine Verwunderung darüber zu erkennen zu geben, und ihn um Erklärung seines sonderbaren Benehmens zu bitten.

Der junge Mann schien sich einige Minuten zu bedenken; allein da Kunz fortfuhr in ihn zu dringen, so gestand er ihm endlich

offen=

offenherzig, daß er, noch ehe er ihn gesehen habe, schon eine genauere Kenntniß seiner Geschichte gehabt, als die, welche er ihm so eben mitgetheilt habe.

Unmöglich! rief Kunz voll Verwunderung. Auf dieser Erde sind nur zwey Personen, die genau von meiner Geschichte unterrichtet sind: mein Mädchen und mein Knappe. Da nun erstere, wie ich glaube, noch jetzt in dem Harem des Bassa von Tunis nach Erlösung schmachtet, und dieser mein Knappe erst mit mir seine Freyheit erhielt; so begreife ich in der That nicht, wer Euch meine Geschichte schon bekannt gemacht haben sollte.

Einen Augenblick Geduld! sagte der junge Mensch, indem er schnell das Zimmer verließ, und nach wenigen Minuten mit einem Ringe zurück kam, den Kunz auf den ersten Blick für denjenigen erkannte, welchen er in glücklichern Tagen Amalfreden geschenkt hatte.

Jüngling. Kennt Ihr diesen Ring?

Kunz. O, nur zu gut, ob ich schon nicht begreife, wie er in Eure Hände kommt.

Jüngling. Auf die natürlichste Art von der Welt. Ich erhielt ihn aus den Händen der schönen Besitzerin.

Kunz. Was? der Besitzerin?

Jüngling. Ja. Sie war hier —

Kunz. War hier?

Jüngling. So sagt ich.

Kunz. Und ist vielleicht noch hier? O geschwind führt mich zu ihr! Ich muß sie sehen, ich muß —

Jüngling. Wie gern wollt ich das; aber —

Kunz. Nun? Aber — ?

Jüngling. Sie ist schon wieder abgereißt.

Kunz. Abgereißt? Und wohin? Geschwind sagt mir, wohin sie ihren Weg nahm. Der Boden brennt unter mir. Ich muß ihr nach, ich kann nicht ruhen bis ich sie sehe und wieder an mein Herz drücken kann!

Jüngling. Gemach Herr Ritter! Mässigt Eure Freude ein wenig! — Ihr werdet zwar Eure Geliebte wieder sehen; allein der Augenblick Eurer Wiedervereinigung ist bey

wei-

weitem nicht so nahe, als Ihr vielleicht glaubt. Amalfrede ist bereits nach ihrem Vaterlande abgesegelt.

Kunz. Das ist traurig! — Doch ich kann ihr ja folgen, kann ebenfalls in mein Vaterland zurück kehren, und bin dann glücklich, so glücklich, als man nur immer hienieden seyn kann! — Aber noch habt Ihr mir ja nicht gesagt, wie die Holde hieher kam und in welcher Absicht sie Euch diesen Ring gab.

Jüngling. Heute sind es gerade acht Tage, daß ich Abends im nahen Hölzchen spatzieren ging. Ein sanfter Westwind weh'te so angenehm, und der schmelzende Gesang der befiederten Waldbewohner ertönte so lieblich, daß ich mich nicht enthalten konnte unter einem Baume Platz zu nehmen.

Hier lauscht' ich eben noch gierig auf die sanften Töne einer geselligen Nachtigall, als ich plötzlich ein Geräusch hinter mir hörte. Ich sah mich um, und wurde gewahr, daß ein ganz fremd gekleidetes Frauenzimmer durch das Gebüsch auf mich zugeeilt kam, deren Schönheit mir sogleich Achtung einflößte.

Da

Da ich nun theils aus ihrer Eilfertigkeit, theils aber auch aus ihrem schüchternen und furchtsamen Rückblick leicht schließen konnte, daß sie vielleicht meines Beystandes bedürfte; so sprang ich schnell auf, näherte mich ihr bescheiden und bot ihr meine Dienste an. Sie sah mich einige Augenblicke forschend an, und sey's nun, daß sie in meinem Gesicht einige Züge bemerkte, die mir ihr Zutrauen verschafften, oder daß es ihre Lage nicht verstattete, mein uneigennütziges Erbiethen auszuschlagen; kurz sie begab sich ohne Anstand unter meinen Schutz und folgte mir ohne Bedenken hieher in meine Wohnung, wo sie mir offenherzig ihre ganze Lebensgeschichte mittheilte und mich mit Thränen beschwor, mich ihrer anzunehmen und ihr behülflich zu seyn, in ihr Vaterland zurückkehren zu können.

Ob es mir nun weit lieber gewesen wäre, wenn sie sich hätte entschließen können ihr Leben auf dieser Insel zuzubringen, und obgleich mein Herz, das bey dem Anblick so himmlischer Reize nichts weniger als gleichgültig hätte bleiben können, mächtig gegen die Ge-

währung ihrer Bitte stritt: so dacht' ich doch zu billig, mich der Vortheile zu bedienen, die mir der Zufall über eine so reizende und mir theuer gewordene Person verschafft hatte. Willig auf jede Freude des Lebens Verzicht zu thun, deren Genuß durch die Thränen und Seufzer eines unserer Nebenmenschen verbittert wird, und fest überzeugt, daß Liebe nur alsdann glücklich mache, wenn sie sich auf Harmonie der Seele und wechselseitige Zuneigung gründet, versicherte ich die schöne Unglückliche meines thätigsten Beystandes, und hielt mein Versprechen mit einer Gewissenhaftigkeit, die jeden, der den damaligen Zustand meines Herzens gekannt hätte, befremdet haben würde.

Alle Tage sendete ich einen reitenden Boten nach dem Hafen, um zu erfahren, ob nicht ein Schiff eingelaufen sey, das nach Frankreich oder Italien ginge; aber immer kam dieser mit einer unbefriedigenden Antwort zurück. Allein vorgestern Abend brachte er doch die Nachricht, daß sich ein Schiff

vor

vor Anker gelegt, dessen Ladung nach Genua bestimmt sey, und, da es blos hier gelandet sey, um frisches Wasser einzunehmen, schon den folgenden Morgen wieder in See stechen würde. Da nun Eure Geliebte diese schickliche Gelegenheit, in ihr Vaterland zurück zu kehren, nicht ungenutzt vorbey lassen wollte, und ich keinen Vorwand hatte sie länger zurück zu halten; so begleitete ich sie noch diesen Abend selbst nach dem Hafen, bezahlte den gewöhnlichen Transport und die Zehrungskosten und empfahl sie sodann dem Schutze des Himmels. Beym Abschiede beschenkte sie mich zum Zeichen ihrer Dankbarkeit mit diesem Ringe; beschwor mich aber auch zugleich, wenn der Zufall Euch zu mir, oder mich zu Euch führen sollte, Euch zu versichern, daß sie Euch noch eben so warm und zärtlich liebe, wie sonst, und nichts so sehr wünsche, als Euch bald wieder umarmen und überzeugen zu können, daß weder Mangel an Liebe noch Mistrauen in Eure Treue sie bewogen habe, sich von einem Kleinod zu trennen, das ihr über alles theuer sey, und dessen Besitz ihr

 mit-

mitten im Unglück so manche frohe Stunde gemacht habe. — Ich versprach ihren Auftrag pünktlich auszurichten, ohne nur zu ahnden, daß ich je Gelegenheit bekommen würde, mich meines Versprechens zu entledigen, und kehrte mit schwerem Herzen in meine Wohnung zurück.

Als ich zu Hause ankam, meldete mir mein Diener, daß während meiner Abwesenheit ein Mensch dagewesen sey, der sich für einen deutschen Minnesänger ausgegeben, und sich sehr angelegentlich bey ihm erkundigt habe, ob das junge Frauenzimmer noch hier sey, das sich seit einiger Zeit hier aufgehalten habe? Da er nun gehört, daß erwähnte Dame nach ihrem Vaterlande eingeschifft sey, so habe er sich nicht lange verweilt, sondern sey nach Hinterlassung eines Billets an mich sogleich wieder fortgegangen, ohne zu sagen, wo er zu finden wäre, wenn ich ihn etwa zu sprechen verlangen sollte.

Dies Benehmen fiel mir auf, und ich konnte kaum die Zeit erwarten, eh ich das erwähnte Billet in meine Hände bekam. Ich erbrach

erbrach es mit vieler Begierde, und fand den Innhalt desselben in der That über meine Erwartung sonderbar. — Ich will ihn Euch mittheilen.

Der Jüngling holte ein zusammengeroll-tes Stück Papier aus der Tasche und las folgendes:

Junger Mann!

„Die gute Aufnahme und Behandlung der fremden Dame, die sich diese Tage über bey Euch aufhielt, bürgt mir dafür, daß ihr Liebhaber ebenfalls sehr gut bey Euch aufgehoben seyn würde. Er bedarf Eures Beystandes sowohl als seine Geliebte, und wird gewiß jeden Freundschaftsdienst, den Ihr ihm erzeigt, auch eben so dankbar erkennen. — Habt Ihr also keine geheimen Gründe ihm abhold zu seyn, so begebt Euch nur morgen früh gegen neun Uhr auf den freyen Platz, der dem öffentlichen Eingange der Stadt am nächsten liegt, wo Ihr ihn unfehlbar vor-

vorfinden werdet. Es ist nicht leicht ein Irrthum in der Person zu begehen. Auf den ersten Blick werdet Ihr den Mann kennen, den ich Eurer Freundschaft empfehle, und ein zweyter wird Euer Herz unwiderstehlig an ihn fesseln. Uebt Gastfreyheit gegen ihn und vergeßt nicht ihm den Ring zu zeigen, den Ihr beym Abschiede von der Dame erhieltet. Er ist sein Leitstern auf seinem Wege, und führt ihn seiner Bestimmung näher. Es wäre daher höchst ungerecht, wenn Ihr Eures Versprechens uneingedenk Euch Eurer Obliegenheit nicht gegen ihn entledigtet, und würde zu nichts frommen, als Euch mit der Quaal eines bösen Gewissens zu belasten. — Bedenkt dies und laßt dem Herzen nie die Oberhand über die Vernunft.“

Ihr könnt leicht denken, Herr Ritter, fuhr der junge Mann fort, daß mich dieses Billet in das höchste Erstaunen versetzte. Ich konnte nicht einsehen, wie ein Fremder eine

so genaue Kenntniß von dem haben konnte, was in meinem Hause vorging, und fand dieses um so bewunderungswürdiger, da, nach meiner Ueberzeugung niemand im Hause, viel weniger in der Stadt wußte, wer das Frauenzimmer eigentlich war, das sich bey mir aufhielt. Aber was mich am mehresten befremdete und in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß der unbekannte Schreiber schon von Dingen unterrichtet war, die sich später ereigneten, als wahrscheinlich das Billet abgefaßt wurde. Wie konnte denn der unbekannte Verfasser des Billets wissen, daß ich von der Dame beym Abschied beschenkt wurde, sagte ich bey mir selbst: und wie war es ihm möglich, sogar die Sache zu bestimmen, in der dieses Andenken bestand? Sonderbar! Dahinter muß etwas verborgen liegen, das vielleicht die Zukunft aufklären wird. —

Das hoff' ich, unterbrach ihn Kunz. Ich kenne den Minnesänger und habe ihm viel zu danken. Aber Euch zu sagen, wer er ist, und durch wessen Kraft er wirkt, vermag ich

zur Zeit noch nicht. Doch hoff ich ihn einst näher kennen zu lernen.

Das wünsch' ich, sagte der junge Mensch. Aber wieder auf das Billet zu kommen, so machte mich dessen Innhalt so neugierig, daß ich schon eine halbe Stunde früher an den Ort hinging, den mir der Minnesänger bezeichnet hatte. Endlich erschient Ihr. Ich bemerkte Euch schon von ferne und zweifelte nicht, daß Ihr es wäret, den der unbekannte Schreiber in seinem Billet erwähnt hatte. Deswegen drängte ich mich auch vorzüglich zu Euch und — doch wozu die Wiederholung von Dingen, die Euch so gut wie mir bekannt sind. Genug ich erreichte meinen Zweck, und habe mich nicht nur meiner Obliegenheit entledigt, sondern werde auch gewiß nicht ermangeln mich Euch, wo ich kann, gefällig zu zeigen.

Nun sollte ich Euch eigentlich noch kürzlich berichten, wie Eure Geliebte dem Bassa entkommen, und welcher Zufall sie auf diese

Insel gebracht. Allein da dergleichen Nachrichten in dem Munde der Person, die sie betreffen, weit angenehmer klingen, so will ich meiner schönen Freundin nicht vorgreifen, und Euch hiermit blos an sie verweisen.

Kunz ließ sich dieses, wiewohl ungern, gefallen, und wünschte nunmehr nichts sehnlicher als je eher je lieber nach Deutschland zurück kehren zu können. Das Glück war ihm auch günstiger, als er gehofft und geglaubt hatte. Schon am dritten Tage seines dasigen Aufenthaltes entstand ein Sturm, der mehrere lissaboner Schiffe, die nach Marseille bestimmt waren, nöthigte, vor dieser Insel Anker zu werfen und bequemere Witterung abzuwarten. Da nun der junge Insulaner gegen Kunzen eben so großmüthig war, als er sich gegen dessen Geliebte bezeigt hatte, so hielt es auch nicht schwer, daß Kunz auf einem dieser Schiffe aufgenommen wurde.

Die Trennung der beyden Freunde geschah nicht ohne Wehmuth. Der junge Insulaner

sulaner hing mit ganzer Seele an Kunzen, und würde sich vielleicht entschlossen haben sein warmes Vaterland mit dem kältern und rauhern Deutschland zu verwechseln, hätte er nicht noch eine alte Mutter gehabt, deren einziger Trost er war. Da er nun ein eben so guter Sohn, als warmer und biederer Freund war; so that er seinem Herzen Gewalt an, und begnügte sich mit der Versicherung, daß Kunz auch abwesend sein Freund bleiben, und ihn von Zeit zu Zeit davon schriftlich überzeugen wollte, welchem Versprechen dieser auch in der Folge redlich nachkam.

Kunz kam mit seinem treuen Knappen nach mancher überstandenen Gefahr endlich glücklich zu Marseille an, wo er die ihm von seinem Freunde aufgedrungene Baarschaft ihrer Bestimmung gemäß anwandte. Er war nemlich entschlossen, den übrigen Theil seiner Reise zu Lande zu machen, und kaufte daher nicht nur eine vollständige Rüstung für sich, und die erforderlichen Waffenstücke für seinen

Knappen, sondern auch zwey Pferde, die ihm stark genug schienen, die Strapatzen einer langen Reise auszuhalten.

Kunz glaubte nichts gewisser, als daß er bey seiner Ankunft die schöne Amalfrede entweder bey ihrer Tante zu Eisenach oder bey ihrer Mutter bereits vorfinden würde. Je näher er also dem Orte ihres vermeintlichen Aufenthalts kam, desto lauter und geschwinder schlug ihm das Herz. Seine Ungeduld nahm mit jedem Augenblicke zu, und seine Blicke waren beständig auf die Gegenstände gerichtet, wo seiner Ueberzeugung nach der Inbegriff aller seiner Wünsche weilte.

Er kam in kurzer Zeit vor der Wohnung seiner Geliebten an und trat unangemeldet in den Saal wo sie ihm einst ewige Liebe geschworen hatte. Aber wie ward ihm, als er denselben ganz schwarz ausgeschlagen, ringsum mit Wandleuchtern behängt sah, und in der Mitte desselben eine Bahre mit einer Todtenlade erblickte, zu deren beyden Seiten

zwey Weibspersonen saßen, deren Anzug ihren Stand und ihr trauriges Geschäfft sogleich verriethen! Das Blut stockte ihm in den Adern, und die Besorgniß, daß es Amalfrede seyn möchte, deren Leichnam hier ruhe, raubte ihm beynahe alles Bewußtseyn. Wie in den Boden gewurzelt, blieb er mit stieren Augen, ausgestreckten Armen und verbogenem Körper am Eingange des Saals stehen, und nur die Worte: heiliger Gott! waren die einzigen Töne, die seine vom Schrekken gefesselte Zunge in mehreren Minuten hervor zu bringen vermochte. Allein dieser Ausruf war durch den innern Schmerz so gedämpft, daß er von den Klageweibern, die beyde — so fühllos macht die Gewohnheit! — sehr ruhig neben der Leiche schliefen, nicht einmal vernommen wurde.

Niemand riß Kunzen daher aus seiner dumpfen Gefühllosigkeit. Er war ganz sich selbst überlassen, und würde vielleicht noch lange, so starr und unentschlossen da gestanden haben, hätte nicht der Ton der be-

nach-

nachbarten Thurmglocke, die eben eilfe schlug, seine Unempfindlichkeit geendigt und ihn wieder zur Besinnung gebracht. Ein tiefer Seufzer, der seiner beklemmten Brust entschlüpfte, war das erste Zeichen seines Erwachens, und o daß sich mein Herz tröge! der erste deutliche Gedanke, den er wieder fassen konnte. Die Hoffnung stahl sich wieder in seine Brust. Er hielt es für eben so möglich, daß es die Tante seyn könnte, deren erblaßter Leichnam sein Herz so beunruhigt habe, und faßte sogleich den Entschluß sich von der Wirklichkeit dieser Vermuthung zu überzeugen, und die Weiber zu wecken.

Mit furchtsamen und schwankenden Schritten nah'te er sich ihnen und rüttelte sie aus ihrem beneidenswerthen Schlummer.

Die Weiber stutzten, als sie bey ihrem Erwachen einen so stattlichen Ritter vor sich stehen sahen, und fragten mit Gähnen nach seinem Begehren.

Kunz. Seyd so gut und sagt mir: wer liegt hier im Sarge?

Klageweiber. Fräulein Amalfrede von Razeburg.

Kunz. (erschrickt heftig) Nimmermehr! Das kann, das darf nicht seyn! Ihr seyd bestochen, mir durch diese erdichtete Mähr den Verstand zu rauben.

Erstes Klageweib. (nimmt den Deckel vom Sarge) So überzeugt Euch selbst —

Kunz. (stürzt über den Sarg her) Großer Gott sie ists!

Erstes Klageweib. Ums Himmels willen! was macht Ihr, Herr Ritter?

Zweytes Klageweib. Kennt Ihr denn das Fräulein.

Kunz. Ob ich sie kenne? Großer Gott! (wirft sich wieder über die Leiche her) O Amalfrede! Amalfrede!

Erstes Klageweib, zum zweyten: Am Ende ists wohl gar der Ritter, um dessentwillen sie zur Selbstmörderin wurde?

Zweytes Klageweib. Der soll ja aber todt seyn?

Erstes Klageweib. Hm! Wer weiß? Vielleicht haben sie's dem Fräulein nur weis gemacht, um sie desto leichter zu der Heyrath mit dem Steinheimer zu bewegen.

Zweytes Klageweib. Aber der Pilger, der die Nachricht brachte, war ja bey seinem Tode zugegen.

Erstes Klageweib. Seyd doch nicht so einfältig, Gevatterin. Der Kerl hat vielleicht den Ritter Kunz von Lobdaburg nicht mit Augen gesehen. Es ist ein Kniff, sag ich Euch; der Kerl war bestochen.

Zweytes Klageweib. Auf die Art hätten sie ja das arme Kind muthwillig ums Leben, und wer weiß um was noch mehr gebracht. Ne, das wäre gottlos!

Erstes Klageweib. Freylich wohl; aber was fragen die vornehmen Leute darnach, obs recht oder unrecht ist, wenn sie nur ihren Endzweck erreichen, so sind sie schon zufrieden.

Zweytes Klageweib. Sachte, Frau Gevatterin, nicht so laut! Das ist ja auch ein Vornehmer.

Erstes

Erstes Klageweib. Ach, vor dem sind wir sicher. Der scheint Hören und Sehen verloren zu haben. — Seht nur wie er sich gebehrdet! Am Ende können wir Ungelegenheit davon haben, daß wir ihn die Leiche so beunruhigen lassen.

Zweytes Klageweib. Ach was da, was da! Ich werde mich doch lieber von meinem Liebhaber als von den Würmern beunruhigen lassen! Wenn er nur keine Thränen auf sie fallen läßt.

Erstes Klageweib. Das ists eben, Frau Gevatterin. Ich habe ihn schon einigemal die Augen wischen sehen.

Zweytes Klageweib. Ja, da müssen wir ihn freylich von der Leiche weg zu bringen suchen. — (Kunzen beym Arm schüttelnd) Herr Ritter! — He, Herr Ritter. — Ich glaube wahrhaftig er ist auch todt! — Herr Ritter! Herr Ritter richtet Euch auf und macht daß Ihr fort kommt, denn hier ist nicht gut seyn für Euch.

Kunz. Warum weckt ihr mich aus meinem süßen Traume. Ich schwöre, es soll euch

euch nicht gelingen, wenn ihr mir die Verklärte rauben wollt.

Erstes Klageweib. Nicht doch, Herr Ritter! besinnt Euch: so war's nicht gemeynt.

Zweytes Klageweib. Wir besorgen nur, Ihr möchtet eine Zähre auf den Leichnam fallen lassen. —

Erstes Klageweib. Ja, und dann ebenfalls sterben.

Kunz. O wohl mir! dann wäre mein Wunsch erfüllt. Denn ohne diesen Engel ist mir die Erde eine Wüste, das Leben eine drückende Last.

Zweytes Klageweib. Ich glaub' Euch, Herr Ritter. Denn Ihr werdet so leicht kein Mädchen wieder finden, das Euch treuer und zärtlicher liebt, als Ihr von dem Fräulein hier geliebt worden seyd.

Kunz. O nie, nie! — Aber woher wißt ihr, daß dieser Engel mich liebte? Kennt ihr mich?

Erstes Klageweib. Halb und halb.

Zweytes Klageweib. Euer sonderbares Betragen und Eure Thränen zeigen, daß Ihr der Ritter Kunz von Lobdaburg seyd.

Erstes Klageweib. Ob wir schon bis diese Stunde nicht wissen, wie wir Eure Erscheinung mit der Nachricht von Eurem Tode zusammen räumen sollen.

Kunz. Von meinem Tode?

Zweytes Klageweib. Ja, ja! Man hat das Fräulein glauben zu machen gesucht, Ihr wäret auf der Reise an einem hitzigen Fieber gestorben.

Erstes Klageweib. Und ihr, um sie desto eher zu bewegen, ihre Hand dem Manne zu geben, für den sie in dem Testamente ihres Vaters bestimmt ist, sogar einen Pilger vorgestellt, der bey Eurem Tode zugegen gewesen seyn, und sogar den Auftrag von Euch erhalten haben wollte, ihr das letzte Lebewohl zu sagen, und sie zugleich zu bitten, sich nunmehr nicht länger dem Willen des Himmels und ihrer Mutter zu widersetzen.

Kunz. Welch ein Gewebe von Bosheit und schändlicher Lüge!

Erstes Klageweib. Aber das Fräulein mochte doch der Nachricht nicht recht trauen. Sie flüchtete sich hieher nach Eisenach und widersetzte sich dem Willen ihrer Mutter und Verwandten mit einer Beharrlichkeit, die zu bewundern gewesen seyn soll. Aber dieser Widerstand frommte ihr wenig. Die Mutter, höchst aufgebracht über die Widerspenstigkeit ihrer Tochter, kam ebenfalls hieher, sperrte sie ein und drängte und quälte sie so lange, bis sie endlich sich dem Willen der Familie zu unterwerfen versprach.

Kunz. Wie? Sie hätte eingewilligt, wäre —

Erstes Klageweib. Nicht doch, nicht doch! Ihr sollt gleich hören, daß Ihr dem Fräulein nichts vorzuwerfen habt. Der Ausgang hat deutlich gezeigt, daß sie nichts weniger willens war, als ihr erpreßtes Versprechen zu erfüllen. Sie wollte blos der strengen Aufsicht überhoben seyn und machte, da sie diesen Endzweck erreicht hatte, einige

Versuche zu entfliehen. Aber zum Unglück kam man ihr allemal auf die Spur, und so blieb ihr kein ander Mittel übrig, der verhaßten Verbindung mit dem Ritter Conrad von Steinheim zu entgehen, als das, dessen sie sich bediente. Sie nahm am Abende vor dem bestimmten Vermählungstage Gift, und versetzte durch diese rasche That die ganze Familie in die größte Betrübniß. Die Mutter und Tante weinen unaufhörlich, und der Bräutigam, der noch hier ist, geht tiefsinnig umher und schmollt mit dem Himmel.

Kunz. Der Bube! ist er es nicht selbst, der diesen Engel mordete, und Mutter, Tante und Liebhaber in gränzenlose Verzweiflung stürtzte? doch es soll ihm nicht unvergolten bleiben. Bey dieser gemordeten Unschuld schwör ich Rache, volle, schwere Rache dem Räuber meiner Ruhe, meiner irdischen Glückseligkeit! — Und nun schlummere sanft Geliebte meiner Seele, bald, bald umarmen wir uns in glücklichern Gegenden wieder.

Bey diesen Worten drückte Kunz noch feurige Küsse ohne Zahl auf die erblaßten

Lip-

Lippen Amalfredens, und stürzte sodann eben so hastig wieder aus dem Saale, als er herein gestürmt war. In seiner Seele war es noch finsterer als in der Natur. Er durchstreifte plan- und bewußtseynlos die Hälfte der Stadt, und würde vielleicht noch lange so umher geirrt seyn, hätte ihn nicht ein Stoß an den Schenkel wieder zu sich selbst gebracht. Er erwachte davon wie aus einem tiefen Traume und bemerkte jetzt erst, daß er sich auf dem Gottesacker befand. Ob er nun gleich mit der Furcht ganz unbekannt war, so überfuhr ihn doch bey dem Anblick der Leichensteine ein solcher Schauer, welchen er sich nie empfunden zu haben entsinnen konnte.

Er war daher eben im Begriff einen Ort wieder zu verlassen, dessen Bewohner er um ihre sanfte Ruhe beneidete, als er sich von hinten zu auf die Schulter geklopft fühlte. Er sah sich um und erblickte den nemlichen Geist, der ihm in jener fürchterlichen Nacht auf seiner Burg erschienen war.

„Endlich," hub dieser an, „endlich naht die Stunde heran, die Dich an das Ziel deiner

ner Wünsche, und mich zur lang vergeblich gehofften Ruhe bringen wird. Es ist noch eine einzige That zu verrichten übrig. Hast Du Muth und Entschlossenheit genug sie auszuführen; so ist Dir, mir und mehreren geholfen."

Ach, mir ist nicht mehr zu helfen!

„Kleinmüthiger! hast Du schon vergessen, in wie mancherley Gefahren Du warest, und wie wunderbar Du daraus gerettet wurdest?"

O nein, ich erinnere mich dessen nur zu gut. Aber —

„Ich weiß was Du sagen willst, und könnte Dir darauf antworten. Allein dein Mißtrauen in die Vorsicht, die gewiß alles zu deinem Besten lenkt, verdient Strafe; also bleib noch einige Zeit in deiner beunruhigenden Ungewißheit. Einst soll es Dir schon klar und sichtig werden, daß der Mensch sehr unklug handelt, wenn er den Rathschluß Gottes erforschen, und die Wege der Vorsicht darum tadeln will, weil sie ihm verworren dünken. Jetzt höre, was Du schon längst

zu

zu wissen begehrtest, was ich Dir aber zu jener Zeit nicht offenbaren durfte."

„Ich hieß Bernhard von Eulenburg und galt bey meinen Zeitgenossen für einen redlichen und rechtlichen Mann. Wo ich helfen konnte, half ich. Ich gab den Armen gern, und würde mir es zur Sünde gerechnet haben, unrecht Guth unter das meinige zu mischen. Auch fehlte es mir weder an Muth noch an Geschicklichkeit mein Roß zu tummeln und Schwerdt und Lanze zu führen. Auch habe ich dem Kloster zu Kirchberg, dessen Schirmvogt ich war, durch meine Tapferkeit wesentliche Dienste geleistet."

„Demohngeachtet fehlte es nie an Leuten, die meine Verdienste zu verkleinern und meinen guten Namen zu verunglimpfen suchten; besonders aber ließ sich dieses ein gewisser Emmerich von Schwarzach sehr angelegen seyn."

„Dieser Mensch war mit mir auferzogen und äußerte schon in seiner zartesten Jugend einen sehr gehäßigen Character und böße Gesinnungen gegen mich. In der Verstellung

geübt, fiel es ihm anfangs nicht schwer, mir unter dem Schein der Freundschaft manchen hämischen Streich zu spielen, ohne eine Züchtigung dafür befürchten zu dürfen, aber endlich kam ich dahinter, und strafte ihn so nachdrücklich dafür, daß sein Groll sich in den tödtlichsten Haß verwandelte. Ich bemühete mich zwar ihm bessere und gütlichere Gesinnungen gegen mich bey zu bringen; allein ein ausgeschriebenes Turnier, wo ich zufälligerweise mit ihm zu rennen kam, und ihn so unsanft in den Sand streckte, daß er Zeitlebens das Zeichen davon im Gesicht trug, machte alle meine Versuche fruchtlos. Er blieb was er war, und ersann allerley Frevel und Schandthaten, die ich gethan und verübt haben sollte. Ich erfuhr dies wieder, und da mir es nichts weniger als gleichgültig war, so setzte ich ihn darüber zur Rede, und zwar auf eine so nachdrückliche Art, daß es endlich zu Thätigkeiten unter uns kam. Wir zogen die Schwerdter, und Emmerich wurde ein Opfer seiner verläumderischen Zunge."

„Seine Verwandten blieben bey seinem Todte nicht gleichgültig. Sie gaben vor, ich hätte ihn meuchlings überfallen, und wußten ihre Anklage so gut zu bescheinigen, daß sich der Kaiser dadurch bewegen ließ, mich in die Reichsacht zu thun und vogelfrey zu erklären. Dies schmerzte mich. Ich reißte daher nach Bamberg, wo gerade des Kaisers Hoflager war, und wollte den Kaiser persönlich von meiner Unschuld überführen und ihn bitten, das Gottesgericht des Zweykampfs entscheiden zu lassen, wer Recht habe, ich oder meine Ankläger. Allein man ließ mich nicht vor ihn und drohete, mich als einen Geächteten zu behandeln, wenn ich mich nicht noch vor Sonnenuntergang aus der Stadt entfernte."

„Dies machte mich wüthend. Ich drang mit Ungestüm auf die Gewährung meiner Bitte, und wollte mir endlich mit gewaffneter Faust einen Weg zum Kaiser bahnen. Das war mein Untergang. Man bezüchtigte mich des beabsichtigten Kaisermords, und würde

mich unfehlbar sehr übel behandelt haben, wäre man auf einen Vorfall dieser Art vorbereitet gewesen. Zwar versuchten einige Schranzen sich meiner Flucht zu widersetzen, aber das Schicksal des Bischoffs von Würzburg, dem sein zur unrechten Zeit angebrachter Diensteifer das Leben kostete, machte einen so mächtigen Eindruck auf sie, daß niemand mehr wagte mich aufzuhalten."

„Ich entkam also zwar glücklich der Gefahr; aber das Leben, das ich von jener Zeit an führte war in der That weit schrecklicher als der Tod selbst. Der Bann der Kirche und die kaiserliche Reichsacht lagen schwer auf mir. Meine Burg wurde geschleift, alle Haabe mir genommen, und ich selbst gebrandtmarkt mit den Nahmen eines Majestäts-Verbrechers, Stöhrers der öffentlichen Ruhe und Meuchelmörders. Wer mich sah floh vor mir, wie vor einem Aussätzigen, und meine besten Freunde wagten es nicht, aus Furcht gleiches Schicksal zu haben, mir auch nur einen Bissen Brod zu reichen."

„Dem

„Dem Mangel ausgesetzt irrte ich mehrere Monate in Deutschland umher, ohne irgendwo eine bleibende Stätte zu finden. Meine Lage fing an, mir unerträglich zu werden. Die thierische Kost wollte meinem Gaumen nicht mehr behagen; ich wünschte sie mit meiner sonstigen vertauschen zu können, und war es überdrüssig länger, dem Frost und der Witterung preiß gegeben, unter freyem Himmel zu wohnen, besonders da der Winter immer näher heran rückte und schon hier und da das Laub von den Bäumen streifte."

„Mehrere Nächte wurden mit Planen für die Zukunft kummervoll verwacht; allein das Unglück hatte meinen Verstand so abgestumpft, daß ich nichts ersinnen konnte, das stichhaltig und ausführbar gewesen wäre."

„Dies führte mich mit raschen Schritten zur Verzweiflung. Mehr als einmal war ich daher im Begriff Hand an mich zu legen und mein Elend selbst zu enden; aber immer hielt mir eine unsichtbare Macht den Arm zurück."

„So

„So verstrich noch ein ganzer Monat in der größten Unentschlossenheit und schon war der Winter so nahe, daß man bereits die Vorboten desselben erblickte, als mir der Zufall auf einmal ein Mittel darbot, mir ein bequemeres Leben zu verschaffen. Freylich war das Mittel, wodurch ich mich verbesserte nicht das untadelhafteste; allein wer untersucht in einer so verzweiflungsvollen Lage, als die war, in der ich mich befand, noch lange, ob es auch das ehrbarste ist? Wenn es nur hilft, so ist man unter solchen Umständen schon zufrieden."

„Der Zufall, von dem ich eben sprach, war folgender. Ich stieß auf einer meiner gewöhnlichen Streifereyen nach Lebensmitteln auf die Ruinen einer zerstörten Burg, und freute mich herzlich endlich einen Ort gefunden zu haben, wo ich mich wenigstens gegen die Kälte des Winters und den Ueberfall wilder Thiere schützen konnte: denn ich fand bey genauerer Untersuchung eine Oeffnung, die in ein geräumiges Gewölbe führte, und

weit

weit genug war, daß ich hindurch schlüpfen konnte. Ich beschloß ohne Bedenken hier zu wohnen, und hieb in dieser Absicht mit meinem Schwerdte von dem nächsten Baume einige Zweige ab, theils um damit den wilden Thieren und dem rauhen Nordwinde das Eindringen in meinen nunmehrigen Aufenthalt zu verbieten, theils aber auch davon ein Feuer anzumachen, und meinen vom Froste erstarrten Körper daran zu erwärmen."

„Beydes war bereits geschehen, und ich dachte eben beym erwärmenden Feuer meinem Schicksal nach, als ich außerhalb meiner unterirdischen Wohnung ein Geräusch vernahm. Ich hörte genau, daß es Menschen waren, die sich mir näherten, und die Reden, die sie führten, verriethen nicht nur, daß sie schon vor mir diese Höhle bewohnt hatten, sondern auch zu welcher Gattung sie eigentlich gehörten."

„Mit einem Wort, es waren Räuber, die hier ihre Wohnung hatten. Sie schienen

sich

sich zu wundern, den Eingang derselben versteckt zu finden, und trugen anfangs Bedenken hinein zu gehen. Allein da ihrer eine ziemliche Anzahl waren; so wurden sie endlich doch schlüßig, räumten das wenige Gesträuch vom Eingange der Höhle weg und kamen dann nach und nach zu mir herein.“

„Ihre Anzahl belief sich auf zwanzig. Sie waren meist sehr gut bewaffnet und hatten zum Theil ein sehr wildes Ansehen, so daß jeder, der auf der Welt mehr zu verlieren hatte als ich, und daher ängstlicher um sein Leben besorgt ist, sich vor ihnen entsetzt haben würde. Aber dies war der Fall bey mir nicht. Ueberzeugt, daß sie mir nichts nehmen konnten als ein Leben, das mir zur Last war, blieb ich nicht nur bey ihrem Anblicke ganz gleichgültig, sondern fragte sie auch mit vieler Dreistigkeit: wer sie wären und was sie wollten?“

„Dies unerschrockene Benehmen erwarb mir sogleich ihre Achtung. Sie schienen über

mein trotziges Betragen mehr erstaunt als aufgebracht, und fragten mich, nachdem sie sich kurze Zeit heimlich zusammen unterredet hatten: ob ich nicht Lust hätte ihr Anführer zu werden?“

„Da ich es für schändlich hielt, das Haupt einer so verworfenen Menschenrotte zu seyn, so würdigte ich sie gar keiner Antwort. Allein sie drangen so lange in mich, bis ich endlich, mehr aus Rache gegen die Menschen, die mich so gemißhandelt und nach und nach in diesen Abgrund des Elends hinabgestoßen hatten, als aus Hang zum Rauben und Morden, ihren Vorschlag annahm. Sie erhoben ein lautes Jubelgeschrey, und gelobten mir noch in derselben Stunde durch den feyerlichsten Eid unbedingten Gehorsam und unverletzliche Treue bis in den Tod.“

„Da ich den Ursprung meines Unglücks und meines jetzigen verworfenen Zustandes mehr in der Bosheit meiner Nebenmenschen, als in der Verderbtheit meines Herzens zu finden

finden glaubte; so war wohl nichts natürlicher, als daß Rache gegen das Menschengeschlecht mehrentheils die Haupttriebfeder meiner Handlungen war. Ich verübte daher in Gesellschaft meiner Spiesgesellen mancherley Greuelthaten, und wurde endlich des Mordens so gewohnt, daß ich mit kaltem Herzen, jedem, der mir im Wege zu seyn schien, oder auf den ich sonst einen Groll hatte, den Dolch in die Brust stoßen konnte. So sehr kann Gewohnheit die Natur verwildern."

„Endlich gefiel es dem Himmel meinen Schandthaten ein Ziel zu setzen. Man kundschaftete unsern Versammlungsort aus, schloß ihn ein und zwang uns, uns entweder zu ergeben, oder zu verhungern. Da wir nun zu keinem von beyden Lust hatten; der Tod aber gleichwohl hier unvermeidlich war; so wurde ein anderes Mittel ergriffen. Wir führten nemlich zur Vorsicht immer ein sehr stark wirkendes Gift bey uns, von dem wir jetzt insgesammt Gebrauch machten, und wodurch in kurzer Zeit keiner von uns mehr am Leben

war.

war. Die Soldaten waren es sehr wohl zufrieden, daß wir ihnen weiter keine Mühe gemacht hatten, und vermauerten, nachdem sie uns rein ausgeplündert, sorgfältig den Zugang zu der Höhle, in welcher unsre Körper bis jetzt noch auf die schreckliche Stunde der Auferstehung harren.

„Keiner von uns hat Hoffnung je von den Quaalen des Fegefeuers erlößt zu werden, in welchem wir für unsre Frevelthaten büßen; ich allein ausgenommen, der ich nicht von selbst ausartete, sondern erst durch andere bösartigere Menschen als ich selbst war, zu dem Bösewicht gemacht wurde, der ich das letzte Jahr meines Lebens hindurch war. Mir allein bleibt noch die Hoffnung übrig endlich einmal erlößt zu werden. Du bist der einzige aus dem ganzen Menschengeschlechte, der dies bewirken kann, und die mancherley Dienste, die ich Dir theils unmittelbar, theils aber auch mittelbar durch den Dir wohlbekannten Minnesänger erzeigte, lassen mich hoffen, daß Du mir meine Bitte gewähren wirst.“

Wie? So ist jener Minnesänger —

„Ein Mensch wie Du, aber eines vertrauten Umgangs mit Geistern gewürdigt, die durch ihn, und durch die er alles that. Ihm hast Du es zu verdanken, daß Du nicht in jenem fürchterlichen Sturme umkamst; er streifte in jenem kritischen Augenblick unsichtbar die Ketten von Dir ab, mit denen Du gefesselt warst. Durch ihn kam des Abts Bosheit und deine Unschuld an den Tag; seinen Vorkehrungen verdankst Du es, daß Amalfrede einem schmähligen Tode entging; kurz, er und ich lenkten alles zu deinem Besten, und führten Dich endlich deiner Bestimmung näher. Auch besorg ich nicht, daß Du undankbar seyn und nicht halten werdest, was Du einst versprachst, und zwar um so weniger, da Du bereits mit eigner Hand deinen Namen in die Liste derer eingetragen hast, die sich durch Ausübung guter Werke vorzüglich um die Menschheit verdient gemacht haben, und daher die Seeligkeit dort einmal gewiß zu hoffen haben. — Vernimm also worinn mein Begehren besteht.

Erinnerst Du Dich noch der neun Männer, die in jenem unterirdischen Gewölbe um einen Tisch herum saßen, und ihre Blicke auf eine vor ihnen stehende Urne hefteten?"

Sehr lebhaft. — Aber wer waren sie?

„Eine einzige Familie, eben so berühmt durch ihre beyspiellose Frömmigkeit, als durch ihre Tapferkeit. Achte davon waren Kinder eines einzigen Vaters, der sie gleich zärtlich liebte (und in jener Gruppe im Mittelpunkt saß,) und alle führten einen so untadelhaften Lebenswandel, daß sie jeder Vater seinem Sohne zum Beyspiel aufstellte. Der Zufall machte mich mit ihnen bekannt, als ich schon in der Bosheit so verhärtet war, daß kein guter Eindruck mehr in meinem Herzen haftete. Statt daß mich also ihr Beyspiel hätte bessern und zur Nachahmung anfeuern sollen, diente es vielmehr zu meiner Verschlimmerung. Es fiel mir unerträglich, Menschen so glücklich zu sehen, da ich selbst doch höchst unglücklich war. Ich wünschte, daß jeder mit

mir gleiches Schicksal theilen möchte, und beschloß daher nicht eher zu ruhen, bis ich die häusliche Glückseligkeit dieser biedern Familie untergraben und auch sie unglücklich gemacht hätte.“

„Gelegenheit dazu fand ich eher als ich geglaubt hatte. Ich erfuhr, daß der Vater der erwähnten acht Kinder mit dem Abte des benachbarten Klosters eben nicht in dem besten Vernehmen stand, und dachte daher auf nichts, als wie ich den Funken der Zwietracht zur lichten Flamme anfachen möchte. Ich erkundigte mich daher unter der Hand, was eigentlich zu dem Mißverständniß zwischen dem Abt und dem alten Ritter Gelegenheit gegeben habe, und erfuhr, daß es in weiter nichts bestand, als daß der Ritter dem Abt bey einem Glas Wein ein wenig die Wahrheit gesagt und ihm zu verstehen gegeben hätte, daß er sein Kloster eben nicht für den Wohnsitz der Frömmigkeit halte. Dies hatte den Abt verdrossen; allein er war viel zu schlau, als daß er sichs hätte merken lassen sollen.“

„In-

„Indeß besorgte der alte Ritter doch, und nicht ohne Grund: daß der Abt vielleicht in Geheim auf Ränke sinnen möchte sich an ihm zu rächen. Er war daher sorgfältig auf seiner Huth, und gab ihm so wenig Blöße, daß ihm letzterer niemals beykommen konnte. Aber was dem Abt unmöglich war, fiel mir sehr leicht.“

„Ich ließ eines Abends durch einige meiner Leute die kenntlichsten Schaafe von der Klosterheerde wegnehmen, sie schlachten und die Felle davon in einen Winkel der Burg des Ritters ganz leicht in die Erde vergraben. Sodann gab ich dem Abt, der indeß den Diebstahl erfahren hatte, durch die dritte Hand einen Wink, wo er seine Schaafe zu suchen habe, und bezeichnete ihm sogar den Ort, wo die Felle vergraben lagen. Der Abt eilte, ohne vorher lange zu untersuchen, zum Ritter, hielt ihm sein unnachbarliches Betragen vor und verlangte die Herausgabe oder Wiedererstattung der von seinen Knechten geraubten Schaafe.“

„Der Ritter, der freylich von allem nichts wußte, erstaunte und versicherte den Abt, daß sein Verdacht ungegründet sey. Allein dieser hielt es für Verstellung, und gab den Ort an, wo die Felle vergraben lägen. Der Ritter glaubte ihn nicht besser von seinem beleidigenden Irrthume überzeugen zu können, als wenn er ihn dahin führte. Aber wie groß war sein Schrecken und Erstaunen als er wirklich die Beweise des begangenen Raubes ansichtig wurde. Er betheuerte, daß er nicht wisse noch begreife, wie diese Felle hieher gekommen, und versprach dem Abte jede Entschädigung und Genugthuung, die er verlangen würde, wenn er dagegen gelobte gegen niemand eines Vorfalls zu erwähnen, der unter diesen Umständen, seinem guten Rufe sehr nachtheilig werden könne. Allein dieser Vorschlag schadete ihm sehr. Der Abt hielt seine Nachgiebigkeit für den sichersten Beweis seiner Mitwissenschaft um den Diebstahl, und bediente sich solcher beleidigenden Reden, daß der Ritter kein Ehrgefühl hätte haben müssen, wenn er gleichgültig dabey

geblieben wäre. Er warnte den Abt nachdrücklich, sich hinfort aller ehrenrührigen Ausdrücke zu enthalten und seinen Zorn nicht noch mehr zu reizen. Aber umsonst! Der Abt war einmal im Zuge, und brachte durch seine beleidigenden Aeußerungen den Ritter endlich so in Wuth, daß dieser ihn mit den Worten: „zur Hölle mit Dir Schurken!“ beym Leibe faßte, auf die Burgmauer schleppte und ihn in den unten befindlichen Wassergraben warf. Allein kaum hatt'er dies gethan, so reuete es ihn auch. Er schickte daher eilig einige von seinen Leuten hinaus, den Abt wieder aus dem Wasser zu ziehen. Aber die Hülfe kam zu spät. Der Abt, der mit dem Kopfe voran gestürzt war, war bereits in dem Schlamme erstickt, und alle Versuche ihn ins Leben zurück zu rufen, blieben fruchtlos.“

„Der Leichnam wurde wieder auf die Burg geschaft, und, um für seinen Tod nicht verantwortlich zu werden, in aller Stille in der Capelle beygesetzt. Auch wäre sein Mör-

der vielleicht ewig unbekannt geblieben, hätte ich ihn nicht dem Convent, (der nichts von dem Diebstahl wußte, und also auch nicht die wahre Ursach von dem Verschwinden des Abts ahnden konnte,) bekannt gemacht."

„Der Convent benutzte den von mir erhaltenen Wink aufs Beste und machte nach eingezogener näherer Erkundigung die Sache bey dem Gaugrafen anhängig, der hierin competenter Richter war. Allein dieser fand sie für seine Entscheidung zu wichtig und gab sie an den Kaiser ab, der sie nach aller Form Rechtens untersuchte und endlich durch ein Urtheil abthat, das dem guten Ritter höchst ungerecht und streng schien. Man belegte ihn darin mit dem Namen eines Räubers und Mörders, erklärte ihn aller seiner Haabe und ritterlichen Vorzüge für verlustig, und erkannte ihn nicht nur des Todtes schuldig, sondern erhöhete die Strafe auch noch dadurch, daß er nach seinem Todte am Schwanze einer Stute im ganzen Gau umher geschleift werden sollte."

„Da

„Da der Ritter es für höchst ungerecht hielt, daß man auch seinen Söhnen empfinden lassen wollte, was doch er allein gesündigt haben sollte: so beschloß er es lieber aufs äußerste ankommen zu lassen, als sich einem solchen widerrechtlichen Ausspruche zu unterwerfen. Seine Söhne billigten seinen Entschluß, und schwuren sich lieber unter den Trümmern ihrer Wohnung begraben zu lassen, als zuzugeben, daß ihr Vater eines so schimpflichen Todtes stürbe.“

„Als daher die Vollstrecker der kaiserlichen Sentenz ankamen, fanden sie die Zugbrücke aufgezogen und die Besatzung der Burg in dem besten Vertheidigungsstande. Man schickte einen Herold ab, um die Burg in des Kaisers Namen aufzufordern; aber man wollte durchaus von keiner Uebergabe hören, und erklärte frey heraus, daß man sich bis auf den letzten Mann wehren würde.“

„Diese Widersetzlichkeit befremdete die kaiserlichen Abgeordneten um so mehr, da die

Burg des Verurtheilten gerade eine von denen war, die sich am wenigsten vertheidigen konnte. Sie schickten daher zum zweytenmale den Herold davor und ließen ihre Bewohner nachdrücklich warnen, ihre Verbrechen durch ihre unnütze Widersetzlichkeit nicht noch mehr zu vergrößern; aber auch diese Warnung fruchtete nicht. Der Ritter und seine Söhne blieben bey ihrem gefaßten Vorsatz und fochten, da es zum Sturm kam, mit einem Muth, den nur Verzweiflung einflößen kann."

„Die kaiserlichen Anführer wurden daher dreymal zurückgeschlagen, und würden vielleicht ganz unverrichteter Sache wieder haben abziehen müssen, hätte ihnen nicht der neue Abt des hierbey intereßirten Klosters eine Menge Reißige und Knechte zur Verstärkung geschickt."

„Dieser neue Zuwachs von Leuten setzte die Kaiserlichen in den Stand noch einen Angriff auf die Burg zu wagen, der zwar nicht minder viel Blut kostete, als jeder der vorhergegan-

gegangenen; jedoch aber die völlige Einnahme der Burg zur Folge hatte. Allein ihre wesentliche Absicht erreichten die kaiserlichen Abgeordneten nicht. Denn als der Ritter und seine Söhne sahen, daß sie der Uebermacht nicht länger würden wiederstehen können; so flüchteten sie sich insgesammt in einen Stall, der schon zu diesem Endzweck ganz mit Stroh angefüllt war, zündeten letzteres an und fanden bald in der schnell um sich greifenden Flamme ihr Grab.“

„Dieser neunfache Mord, brennt mehr auf meiner Seele, als alle Greuelthaten, die ich verübte. Denn nicht genug, daß ich diese unglücklichen Schlachtopfer meines Menschenhasses früher, als es sonst geschehen seyn würde, ins Grab stürzte, so bereitete ich ihnen auch all' die Qualen zu, die sie seit ihrer fürchterlichen Todesstunde in den Flammen des Fegefeuers dulden, die jedoch ein Ende nehmen werden, sobald der einzige Abkömmling dieses edlen Stammes die Gebeine des ermordeten Abts, (welche in jener Urne

ein=

eingeschlossen, und worüber die Unglücklichen täglich eine Stunde zu weinen verurtheilt sind) hat ausgraben und in dem Kloster St. Emmerich standesmäßig beysetzen lassen. Dann und nicht eher werden die zehn Leidenden zu ihrer völligen Ruh gelangen, dann sich auch meine Qualen enden und die Hoffnung, dereinst Gnade vor dem Richter der Welt zu finden, wieder in diesem reuigen Herzen aufleben.“

„Da also mein Schicksal so unzertrennlich mit dem Schicksal der neun unglücklichen Ritter verbunden ist; so wirst Du leicht begreifen, daß ich mir alle Mühe gab, den Mann aufzufinden, der durch die Befreyung der Seelen seiner Vorfahren aus dem Fegefeuer, auch mir zur Ruhe verhelfen kann. Ich fand ihn endlich in Dir (denn Dein Vater war mit dem alten Wilhelm von Wildungen, dessen Untergang ich Dir so eben mitgetheilt habe, befreundet) und erzeigte Dir so viel Gutes, daß Du höchst undankbar seyn müßtest, wenn Du Dich weigern wolltest, mir meine Bitte zu gewähren. Eile daher so

schnell

schnell als möglich auf deine Burg zurück, (denn diese gehörte weiland der unglücklichen Familie, von der die Rede ist,) und laß sogleich den grossen Stein aus der Wand nehmen, der hinter dem Altare befindlich ist, und immer für ein Denkmal des grauen Alterthums gehalten wurde. Er ist gleichsam die Thüre zu dem Gewölbe, wo Du einst war'st, und Du wirst noch die Urne dort finden, die deine Neubegierde vormals so rege machte. Sende sie unverzüglich in das mehr erwähnte Kloster, und versäume nicht für deine unglücklichen Vorfahren und auch für mich alle Jahre an diesem Tage eine Messe lesen zu lassen. Du bereitest Dir dadurch eine frohe Aussicht in die Zukunft, und wirst dereinst in der Stunde deines Todes noch viel Trost und Beruhigung in dem Bewußseyn finden, eine löbliche Handlung verrichtet zu haben. Vergiß dies nicht, und lebe wohl auf ewig!" —

Der Geist verschwand und ließ Kunzen in dem größten Erstaunen zurück. Sein Blick ruhte

ruhte noch lange auf dem Orte wo der Geist gestanden hatte; aber plötzlich wurde Kunz durch den Ton der nahen Thurmglocke aus seinen tiefen Gedanken gerissen. Er erwachte wie aus einem tiefen Schlafe und war eben im Begriff diesen grausen Ort zu verlassen, als ein langer Leichenzug langsam daher wallte; bey dessen Anblick ihn ein kalter Schauer überfloß. Eine geheime Ahndung sagte ihm, daß ihn die Leiche näher angehe, als er wünschte. Er konnte kaum athmen und hatte lange Zeit nicht das Herz sich dem Zuge zu nähern und sich Gewißheit zu erfragen. Aber endlich wagt' er es doch. Schwankend, wie ein Rohr vom Wind getrieben, nahete er sich den Trägern, und erfuhr von ihnen die schreckliche Bestätigung seiner Vermuthung. Einige Augenblicke lang stand Kunz vor Schrecken ganz betäubt; allein dieser Zustand des Unbewußtseyns verwandelte sich sehr bald in die schrecklickste Verzweiflung.

Indeß war der Zug an dem Orte seiner Bestimmung angekommen. Der Sarg wurde

nie-

niedergesetzt, und sollte nun eben von der Bahre hinab ins Grab gesenkt werden, als Kunz athemlos herbey gestürzt kam, den Deckel vom Sarge stieß und sich dann mit halbem Leibe über die Leiche herwarf. Die Umstehenden sahen einander erstaunend an, und suchten ihn von dem Leichnam zu entfernen; aber umsonst. Er vereitelte jeden Versuch und hielt die Verblichene so fest umklammert, daß man, wollte man Gewalt brauchen, besorgen mußte, sie mit aus dem Sarge zu reissen. Man sah sich daher gezwungen, ihn sich ganz zu überlassen, zweifelte aber nicht, daß er, wenn der erste Taumel der Leidenschaft vorüber, von selbst aufhören würde, die Todte zu beunruhigen.

Kunz überließ sich daher ganz der Leitung seines Herzens, und bemerkte endlich mit Entzücken, daß Amalfredens Leichnam von Secunde zu Secunde mehr natürliche Wärme bekam. Er hielt dieses für ein untrügliches Zeichen, daß das Band, das Leib und Seele zusammen hält, nicht völlig aufgelößt sey,

und

und gab sich die größte Mühe, Amalfreden wieder ins Leben zurück zu rufen. Und o der Wonne! sein Unternehmen glückte ihm.

Amalfrede schlug nach einem tiefen Seufzer die Augen auf, und man machte sogleich Anstalt sie in ihre Wohnung zurück zu bringen.

Als sie daselbst mit ihrem Geliebten angekommen war, und man seine Freude gemäßigt hatte, erzählte sie weitläuftig, was wir hier nur kürzlich mittheilen wollen.

Amalfrede war schon im Begriff, das Haus ihrer Tante zu verlassen und dem Geliebten in die Arme zu eilen, als sie von unbekannter Hand ein Billet erhielt, worin ihr ein Ritter, der sich in der Unterschrift Hans von der Linde nannte, und sich für einen vertrauten Freund und Waffengenossen Kunzens ausgab, berichtete, daß Kunz habe flüchtig werden müssen, und also sein Versprechen, sie an dem bestimmten Orte zu erwarten nicht erfüllen könnte. Weil er nun vermuthet hätte, daß dieses zu mancherley Irrungen Anlaß geben könnte; so habe er, der

Schrei-

Schreiber des Billets, ihm versprechen müssen, ihr nicht nur seine Abreise zu berichten, sondern sie auch an seiner Statt aus dem Hause ihrer Tante abzuhohlen und nach Fulda zu geleiten, wo er sie in Empfang nehmen wolle.

Amalfrede trug anfangs Bedenken dem Vorgeben des Ritters Glauben beyzumessen. Allein der Ueberbringer des Billets wußte ihr sehr geschickt alle Einwürfe zu heben, und zeigte ihr endlich sogar die Schärpe, die sie Kunzen am Tage vor dem Turnier geschenkt hatte.

Nun zweifelte Amalfrede keinen Augenblick länger an der Wahrheit der erhaltenen Nachricht. Sie folgte willig dem Ueberbringer des Billets, erstaunte aber nicht wenig, in dem vermeynten Freunde ihres Geliebten einen gewissen italienischen Ritter zu finden, der ihr ohnlängst einen Liebesantrag gethan hatte, von ihr aber sehr kalt zurück gewiesen worden war. Sie wollte daher entfliehen; allein der Italiener hatte keine Lust seine schöne Beute wieder entwischen zu lassen. Er umfaßte und schleppte sie alles Widerstan-

des ungeachtet nach einem schon bereit stehenden Wagen, setzte sich zu ihr und brachte sie nach einer langen Reise endlich nach Livorno, wo er sich mit ihr einschiffte und bald genug in seiner Vaterstadt Cagliari angekommen seyn würde, hätte nicht ein heftiger Sturm das Schiff, worauf sich beyde befanden, von seiner Fahrt verschlagen und einem tunischen Corsaren in die Hände geführt. Dieser eroberte es und nahm die Beute mit nach Tunis, wo er Menschen und Waaren in Geld umsetzte.

Amalfrede und ihr Entführer hatten gleiches Schicksal. Beyde wurden verkauft, jedoch an verschiedene Herren. Den Ritter kaufte ein reicher Kaufmann; Amalfrede aber kam in das Serail des Bassa, wo sie in der Folge ihren Geliebten wieder fand.

Ich übergehe, was man bereits weiß, und schrenke mich blos auf das ein, was noch unbekannt ist.

Man weiß wie und auf was Art Amalfredens Plan zu entfliehen scheiterte. Die Tochter des Bassa hatte dies bewirkt. Sie

hatte beschlossen, beyde Verliebte ins Verderben zu stürzen. Da ihr nun dieses in Ansehung Kunzens nicht glückte; so fiel jetzt ihre ganze Rache blos und allein auf Amalfreden. Sie ließ einen vergifteten Apfel auf die Tafel ihres Vaters setzen, und wußte es so einzuleiten, daß aller Verdacht auf ihre Nebenbuhlerin fiel. Diese wurde daher eingekerkert und sollte, weil sie auf ihrer Unschuld bestand, endlich auf die Folter gebracht werden. Allein sie ließ es so weit nicht kommen. Ueberzeugt, daß der Tod ein weit geringeres Uebel sey als die Folter, beantwortete sie jetzt jede Frage nach der Absicht derer, die sie ihr vorlegten, und machte sich also durch ihr eignes Geständniß eines Verbrechens schuldig, bey dessen bloßen Namen sie schon zurückschauderte. Sie wurde verdammt, lebendig in die Haken geworfen zu werden, und das Urtheil sollte auch noch in derselben Stunde an ihr vollzogen werden. Allein eine höhere Macht — man weiß, wer diese gewesen, wachte über sie und nahm sie in Schutz.

Ohnmächtig und ohne alle Empfindung blieb sie mit den Kleidern an einem der in der Mauer befindlichen Haken hängen, und jedermann glaubte, daß sie hier ihr Grab finden würde. Allein die Vorsicht hatte es anders beschlossen. Denn kaum hatte Amalfrede eine Stunde so zwischen Himmel und Erde geschwebt, kaum war sie wieder zu sich selbst gekommen, so bemerkte sie, daß man ihr von oben herab ein Seil zuwarf. Sie bediente sich dessen und sah sich in wenig Minuten am Strande des Meeres, wo schon ein Boot zu ihrer ferneren Rettung in Bereitschaft stand, das sie einnahm und auf ein in der Nähe liegendes Schiff brachte.

Die Freude über ihre Rettung leidet keine Beschreibung; aber sie wurde doch um vieles vermindert, als ein heftiger Sturm das Schiff drey Tage lang auf der See umher trieb und endlich an einem Felsen zerschmetterte. Amalfrede rettete sich auf einen Balken, und kam endlich mit Hülfe desselben zu Minorka an. Der oben erwähnte junge Mi-

nor-

norkaner nahm sich ihrer an, und brachte sie endlich auf ein Schiff, das in kurzer Zeit glücklich an den Küsten von Italien landete, wo Amalfrede zufällig einen Verwandten fand, der sie nach Eisenach zu ihrer Tante geleitete.

Der Zufall führte einige Tage nach ihrer Ankunft den Ritter Conrad von Steinheim nach Eisenach. Dieser hatte kaum vernommen, daß Amalfrede wieder hier sey, als er auch schon bey ihrer Mutter seine Rechte auf sie von neuem geltend zu machen suchte. Kurz es kam so weit, daß Amalfrede ihm die Hand geben sollte; aber diese glaubte sich in den Armen des Todes besser aufgehoben als in den Armen des Ritters und nahm, wie sie glaubte, Gift. Allein der Erfolg zeigte, daß es blos ein starkwirkender Schlaftrunk war. Sie erwachte von ihrem Todtenschlafe, und fand sich in den Armen des Geliebten, der, nachdem er dem Geiste sein Versprechen erfüllt hatte, Amalfreden mit Bewilligung der Mutter und Tante heyrathete, und Arm in Arm froh mit ihr die rauhe Lebensbahn durchwallte.

Die Gräfin ***, die in jener Nacht verschwand, sich unruhig in der Welt umher trieb und endlich von Kunzen als Einsiedler wieder gefunden wurde, kehrte, von ihrem bösen Gewissen gefoltert, nach Deutschland zurück, und stiftete ein bekanntes Nonnenkloster, in welchem sie den Ueberrest ihrer Tage streng und tugendhaft verlebte.

Der

Der

Wahrsager.

Eine

Zaubergeschichte.

Zenophir, König von Aracan, war zu damaliger Zeit der weiseste Fürst und der größte Staatsmann in Asien. Seine Tapferkeit machte ihn um so fürchterlicher, da sie beständig von der Klugheit geleitet wurde. Sein Reich war seit zwey Jahrhunderten dem von Bengala zinsbar, welches Oenascar besaß. Da Zenophir verzögerte, ihm den gewöhnlichen Tribut zu schicken, der in einem weißen Elephanten bestand, so ließ ihn Oenascar durch seine Gesandten mit so vielem Stolze daran erinnern, daß Zenophir, der wegen seiner weißen Elephanten, weil diese Art sehr seltsam ist, gar sehr eifersüchtig war, und der nur eine günstige Gelegenheit suchte, sein Land von dieser Unterwürfigkeit zu befreyen, schlechterdings abschlug, den Tribut

zu geben, und der König von Bengala ihm den Krieg ankündigte. Zenophir, der nicht vor gut befand, ihn in den Mauern seiner Hauptstadt zu erwarten; ging ihm daher entgegen, und lieferte ihm an den Gränzen der beyden Reiche eine Schlacht.

Oenascar, ein stolzer und von Vorurtheilen eingenommener Fürst, war so überzeugt, daß ihm das Glück nicht entgegen seyn könnte, und verließ sich so sehr auf sein Heer, daß die Anzahl der Truppen Zenophirs weit übertraf, daß er die Thorheit beging, seine Gemahlin, seinen Prinzen und seine Prinzeßin mitzunehmen, um sie zu Zeugen der Eroberung des Königreichs Aracan zu machen, das ihm, seinem Bedünken nach, schon gewiß war.

Allein das Schicksal der Waffen entscheidet nicht allemal zum Vortheil der größten Anzahl. Die Erfahrung des Anführers und die Zucht, die unter denen herrscht, die er anführt, sind die sichersten Bürgen des Sieges. Oenascar wurde überwunden, und nebst

seiner

seiner Gemahlin, seiner Prinzeßin und dem größten Theile seiner Armee zu Gefangenen gemacht. Sein Prinz, der schon in dem Alter war, daß er fechten konnte, hatte das Glück, durch die Flucht der Gefangenschaft zu entgehen. Er ging mit dem übrigen Theile der flüchtigen Völker nach Bengala zurück.

Zenophir wollte sich durch die Verfolgung der Ueberwundenen seinen Sieg nicht weiter zu nutze machen, er forderte nur von dem Oenascar für seine und die Freyheit seiner Gemahlin und seiner Prinzeßin ein ansehnliches Lösegeld; er war sogar so großmüthig, ihn auf sein Wort in seine Staaten zurückkehren zu lassen, und er behielt die beyden Prinzeßinnen als Geißel zur Sicherheit seines gegebenen Wortes und des Lösegeldes, darüber sie mit einander einig geworden waren.

Kaum war Oenascar zu Bengala angelanget, als er, wegen seiner Niederlage von einem so heftigen Kummer befallen wurde, daß er wenig Tage nach seiner Ankunft seinen

Geist

Geist aufgab. Phanasar, sein Prinz, stieg auf den Thron; allein Muladzor, dessen Vorfahren des Oenascars seinen die Krone geraubt hatten, bestrebte sich, ein Erbtheil wieder zu erlangen, das ihm gehörte, und nachdem er einen ansehnlichen Anhang bekommen hatte, griff er den Phanasar an, der sich herzhaft vertheidigte, und endlich diesem blutigen Kriege durch die gänzliche Niederlage der Armee des Muladzors ein Ende machte, welcher zum Gefangenen gemacht wurde, und den er hinrichten ließ, um in seinem Blute den Saamen des Aufruhres zu ersticken. Zenophir hatte ihm während dieser Unruhen Hülfe geschickt, und diese Probe der Freundschaft, die er ihm gab, wurde von den aracanischen Völkern als eine Folge der Wirkung betrachtet, welche Almirens, der Schwester des Phanasar, Reize auf sein Herz gethan zu haben schienen.

Diese Unruhen, welche zwey Jahre dauerten, verhinderten den jungen König, auf die Auslösung der Dirame, seiner Mutter,

und der Almira zu denken. Denascars Tod, und die Achtung, welche Zenophir jeden Tag gegen Diramen zu verdoppeln schien, bewegten diese Prinzeßin, sich eben nicht sehr nach dem Ende ihrer Gefangenschaft zu sehnen. Allein Almira wußte nicht, ob sie wegen der Zurückkunft in ihr Vaterland Gelübde thun, oder ob sie niemals mehr Aracan verlassen sollte.

Zenophir hatte einen Sohn, Namens Beliscan. Dieser Prinz verband mit der vortheilhaftesten Leibesgestalt eine einnehmende Gesichtsbildung, und mit der unerschrockendsten Herzhaftigkeit den großmüthigsten und sanftesten Charakter; diese beyden Eigenschaften sind beynahe immer von der wahren Herzhaftigkeit unzertrennlich. Er ging in sein achtzehntes Jahr, und Almira in das funfzehnte, als die Gefangenschaft dieser schönen Prinzeßin Zenophirs Sieg verherrlicht hatte. Beliscan, der von ihren blühenden Reizen gerührt wurde, ließ bey ihrem Anblicke die ersten Funken einer Leiden-

schaft

schaft sehen, die von Tag zu Tag mit den Reizen dieser liebenswürdigen Gefangenen wuchs, und die sie gar bald durch die zärtlichste Gegenliebe belohnte. Die Zeit und der Zwang, den sie sich anthun mußten, befestigte vollends in ihnen eine Neigung, welche der König gar leicht bemerkte, die er sich aber nicht gewahr zu werden stellte.

Er war ein Wittwer, und die beständige Achtung, die er gegen Almiren bezeigte, bewegte seinen Sohn, daß er in ihm einen Nebenbuhler befürchtete. Er brauchte also alle mögliche Vorsicht, um seine Liebe zu verbergen. Er stellte sich, besonders öffentlich, als habe er keine besondere Aufmerksamkeit auf die Schönheit der Prinzeßin, und beständig schienen seine Blicke auf einen andern Gegenstand gerichtet zu seyn. Er wußte, daß die Verstellung die Hauptwissenschaft seines Vaters war, und er suchte sie nur durch das Mißtrauen nachzuahmen, in welchem er in Ansehung seiner Gesinnungen gegen Almiren stand. Er befürchtete nicht sowohl die Wir-

kun-

kungen der Eifersucht dieses Vaters, den er aufrichtig liebte, als vielmehr den Verdruß, ihn zu betrüben, wenn er ihm das Herz seiner Geliebten streitig machte; er würde ihm gern seine Liebe aufgeopfert haben, wenn ihm nicht Almirens Zärtlichkeit zu erkennen gegeben hätte, daß sie unfähig wäre, jemals Zenophirs Neigung zu erwiedern. Je mehr ihre Liebe wuchs, desto seltner wurden die Gelegenheiten für sie, einander ohne Zwang zu sehen.

Ihre Unruhe vermehrte sich, als der König seinen Hofleuten ankündigte, daß er ihnen bald eine Königin geben würde. Almira sowohl als ihr Geliebter, zweifelten nun nicht mehr, daß diese Wahl sie anginge, und man kann sich leicht den Kummer vorstellen, den sie darüber empfand. Aber eine unvermuthete Begebenheit belebte wieder ihre Hoffnung, die sie fast ganz aufgegeben hatte.

Es befand sich nicht weit von dem Pallast des Königs ein schöner und großer Wald,

in dessen Mitte ein gelehrter Sterndeuter wohnte, welchen seine Prophezeihungen berühmt machten, und der bey allen Völkern von Aracan in großer Achtung stand. Er hieß Coelosides, und war ein Grieche von Geburt. Nachdem er die ganze Welt durchreist hatte, ließ er sich in diesem Reiche nieder. Seine Aussprüche hatten allezeit eine doppelte Bedeutung, und die Schwürigkeit, die man fand, sie aufzulösen, machte sie um so bewundernswürdiger.

Da Almira von der Begierde angetrieben wurde, dasjenige zu wissen, was das Schicksal vor ihre Liebe bestimmt hätte: so besuchte sie, mit ihrer Sklavin Camena, den Coelosides. Er gab seine Prophezeihungen in einem mit Laube bedeckten Saale, um welchen rund herum eine doppelte Rasenbank ging: er hatte auf die Erde einen großen Kreis gemacht, in welchem verschiedene Figuren vorgestellt waren, die er zu seiner geheimnißvollen Kunst brauchte. An seiner linken Seite hingen eine gewaltige Menge Täfelchen, und

an

an der rechten trug er eine goldne Kette, nebst vielen Ringen von verschiedener Größe; er steckte jeder Person, die ihn um Rath fragte, einen an den kleinen Finger beider Hände. Derjenige, den er an die rechte steckte, hatte die Kraft, daß man das Gute erkannte, und der andre das Vermögen, das Böse vorher zu sagen. Er grub auf zubereitete Baumblätter einen jeden der Buchstaben des Namens, den man führte, so, daß er zu jedem Buchstaben ein andres Blatt nahm, und nachdem er sie mit seinen Täfelchen, auf welchen alle verschiedene Constellationen nach den Figuren abgemalt waren, mit welchen die Buchstaben des Namens zusammen trafen, unter einander geworfen hatte, so weissagte er alles, was man wissen wollte. Der Bau seines Körpers machte ihn nicht weniger zu einem außerordentlichen Menschen, als seine Wissenschaft. Er war sehr klein und entsetzlich dick; er hatte eine hohe Stirne, schiefe Augen, eine krumme Nase, breite Ohren und einen kurzen gekräuselten Bart. Der Ton seiner Stimme war fistulmäßig.

Der Anblick dieses Sterndeuters erregte einen Schauer bey Almiren, den sie ihm nicht verbergen konnte; aber er sprach ihr Muth zu, und nachdem er sie mitten in dem Kreis, den er auf die Erde machte, hatte niedersetzen lassen, fing er seine gewöhnlichen Beschwörungen an. Als er damit fertig war, und er die Buchstaben des Namens der Almira mit seinen Täfelchen vermengt hatte, erlaubte er der Prinzeßin, ihn zu fragen.

Coelosides erlaubte aber niemals, mehr als vier Fragen an ihn zu thun, und es war nicht möglich, auf die fünfte eine Antwort von ihm zu erhalten. Almira, die dieses wußte, schränkte also ihre Fragen auf die vier folgenden ein:

Ist der König willens, mich zu heyrathen? —

„Du wirst es an dem zu deiner Hochzeit bestimmten Tage sehen.“ —

Wird dieses bald geschehen? —

„Nur gar zu bald für diejenigen, die Dich lieben.“ —

Hat

Hat der Gemahl, der mir bestimmt ist, mein Herz zu rühren gewußt? —

„Der Gemahl, der für Dich bestimmt ist, wird machen, daß Dich die Flamme entzündet, die ihn entzünden wird.“ —

Diese Antworten des Zauberers, worinn die Prinzeßin die größte Deutlichkeit zu sehen glaubte, überhäuften sie mit Freude, und sie war so begierig, ihre liebe Sklavin daran Theil nehmen zu lassen, daß sie bald ihre vierte Frage vergessen hätte. Da sie nun glaubte, ihre Wünsche wären in Ansehung der Geheimnisse, die ihre Liebe angingen, befriedigt, so war sie um nichts mehr besorgt, als zu wissen, ob sie lange Zeit das Glück desjenigen machen würde, den sie liebte? Die Hoffnung eines langen Lebens ist die angenehmste Aussicht für die Menschen. Sie ging also zurück, und indem sie sich der Freude überließ, womit sie die Antworten des Eveloſides erfüllt hatten, sagte sie zu ihm: Du verkündigst mir die schönsten Dinge von

der Welt, und ich war so unbesonnen, Dich mit Undankbarkeit zu bezahlen; das ist abscheulich! Hier nimm dieses Merkmahl des Vergnügens, das ich über deine günstigen Prophezeihungen empfinde. Zu gleicher Zeit gab sie ihm einen Rubin von großem Werthe, den er ohne Schwürigkeit annahm. Aber, fuhr sie fort, ich habe noch eine vierte Frage an Dich zu thun, auf welche Du mir antworten mußt; ich bin nicht Willens, dem geringsten von meinen Rechten in diesem Stücke zu entsagen. Sage mir also, ich bitte Dich:

Behält der Himmel mir das Unglück auf, meinen Gemahl zu überleben, und woran werd' ich sterben? —

„Ein nehmlicher Tag,“ war die Antwort des Sterndeuters: „wird euch alle Beide im Grabe vereinigen; und Du wirst an der Krankheit sterben, an welcher deine liebste Sklavin nicht sterben wird.“ —

Die Prinzeßin dankte hierauf dem Zauberer und begab sich voller Freuden zu Camenen, die unterdessen vor der Wohnung des Coelosides gewartet hatte. Da Almira

glaubte

glaubte, auf eine geschickte Art den Sinn dieser Worte erklären zu können, so sagte sie zur Camena: „Dieses Räthsel ist nicht schwer aufzulösen, und ich errathe jetzt wohl, daß es mir ankündigt, daß ich vor Alter, das ist, an einer Krankheit sterben werde, an der Du nicht sterben wirst.“

So eine große Neigung auch Camena zu ihrer Gebieterin hatte: so empfand sie über diese Auslegung doch nicht das nehmliche Vergnügen, sondern wünschte, daß sie niemals den Coelosides gesehen hätte. Die übeln Folgen, die für ihre Prinzeßin aus diesem Schritte nach der Zeit entstanden, ahndeten ihr. Unterdessen suchte Almira ihren Verdruß zu zerstreuen, indem sie ihr versicherte, wie wenig sie an Prophezeihungen glaubte, und gestand ihr, daß, ungeachtet der schönen Hoffnung, womit die Aussprüche des Coelosides ihrer Liebe schmeichelten, sie nichts destoweniger befürchtete, bald Zenophirs Gemahlin zu werden.

Als der König ankündigte, daß er dem Reiche Aracan eine Königin geben wollte,

hatte er bey sich beschlossen, die Regierung zum besten seines Sohnes nieder zu legen, und den Frieden, der zwischen seinen und den bengalischen Völkern war gemacht worden, durch die Verbindung des Belisçan und der Almira zu befestigen. Er empfand, daß ihn das Alter erinnerte, den Scepter, den er so rühmlich geführt hatte, jüngern Händen zu übergeben. Sein Sieg über den Oenascar hatte den Ruhm, den er erlangt hatte, bekrönt. Sein einziger Ehrgeiz bestand darinn, daß er wünschte, man möchte seine Regierung bedauren. Er wollte die Ehre seines Namens befestigen, indem er selbst seinen Ruhm für den Klippen in Sicherheit setzte, an welchen die weisesten Fürsten wegen Schwachheit des Alters stranden können. Er bemerkte in seinem Sohne alle die Eigenschaften, die ihn seiner Nachfolge würdig machen konnten, und er glaubte, daß das beste Mittel, aus ihm einen großen König zu machen, darinn bestünde, wenn man ihn bey Zeiten zur Regierung gewöhnte; er behielt sich nichts vor als das Recht, ihn mit seinen Anschlägen

zu unterstützen. Ein tugendhafter Mann trachtet immer, einige Augenblicke den süßen Genuß seiner selbst zu schmecken, welchen der Glanz der Größe nicht verstattet, und welchen man nur in dem Schooße der Ruhe empfindet. Diejenige Zeit, die er zwischen das schimmernde Leben der Hoheit und das Ende seiner Tage setzt, macht ihn um so vertrauter mit diesen Schatten des Nichts, die den Tod begleiten, und um so unerschrockner gegen diese natürliche Furcht, welche der Abscheu, nicht mehr zu seyn, einflößt.

Der König strebte nur nach dem Glücke, das Glück seines Sohnes durch die Verbindung mit der Prinzeßin, die er liebte, zu befestigen, und sich der Beschwerlichkeit der königlichen Würde zu entledigen; aber er machte sich eine Art von Vergnügen daraus, diese beyden Liebenden zu beunruhigen, indem er sich stellte, als wollte er ihre Liebe verhindern. Die Sorgfalt, womit Beliscan seine Liebe zu verbergen suchte, und die Gewalt, die er sich anthat, um nicht einen Va-

ter zu kränken, den er für seinen Mitbuhler hielt, waren in den Augen dieses zärtlichen Vaters Beweise einer Unterwürfigkeit und Ehrfurcht, die er nicht genug belohnen konnte.

Sobald als die Feyerlichkeiten, welche das Fest des Mondes erforderte, vorbey waren, stellte Zenophir den Beliscan und Almiren dem Volke vor. Er gab ihnen von den Bedingungen des Vergleichs Nachricht, welchen seine Abgeordneten in seinem Namen zu Bengala abgeschlossen hatten, und von der Absicht, die er hatte, die Regierung seinem Sohne zu übertragen. Er bestimmte den funfzehnten Tag nach dem Feste zur Hochzeitfeyer der beyden Liebenden, und sagte zu Diramen, sie wäre nicht mehr seine Gefangene, und sie könnte entweder bey ihrer Tochter bleiben, oder in die Staaten ihres Sohnes zurück kehren. Jedermann beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Der traurige Gedanke, einen so geliebten Monarchen zu verlieren, verhinderte, daß man sich nicht über

Be-

Beliscans Glück freute, und die Furcht, den neuen König zu beleidigen, erlaubte nicht, daß man dem Vater die Empfindungen zu erkennen gab, davon alle Herzen durchdrungen waren. Die beyden Liebenden auf ihrer Seite gaben nicht Acht auf den wenigen Antheil, den man an ihrer Freude nahm, die um so lebhafter war, weil sie dieses Glück nicht erwartet hatten, Sie hörten nicht auf Zenophirs Gütigkeit den ehrerbietigsten Dank zu bezeigen, und sie überhäuften ihn um die Wette mit den zärtlichsten Bezeigungen ihrer Ehrfurcht, ihrer Liebe und Erkenntlichkeit.

Der König empfand in diesem Augenblicke, wie süß das Vergnügen, andere glücklich zu machen, für empfindliche Seelen ist. Der Ruhm, den Stolz der Feinde zu demüthigen, war in seinen Augen weit unter das reizende Vergnügen herunter zu setzen, einem Sohne, der es würdig war seine Stelle zu vertreten, die Krone zu übergeben; er war weit entfernt von dem Betragen dieser ausgearteten Väter, welche ihre Kinder nur als

Opfer betrachten, die ihrem Eigensinn überliefert sind, und sie blos mit dem Zügel der Strengigkeit lenken. Als er in seinen Pallast zurück kam, schmeckte er die Früchte der väterlichen Zärtlichkeit in den inständigen Vorstellungen, die ihm Beliscan that, den Scepter, den er nicht annehmen wollte, wieder zu nehmen; und was ihm ein um so viel größeres Vergnügen verursachen mußte, war, daß er an der Aufrichtigkeit der Bitten seines Sohnes nicht zweifeln durfte, den er nöthigte, das Opfer, das er ihm machte, aus Gehorsam anzunehmen.

In diesem Lande war es gebräuchlich, daß, wenn die Hochzeit einer Prinzeßin gefeyert wurde, man auch der Geliebtesten ihrer Sklavinnen die Freyheit gab, und sie mit einem der vornehmsten Bedienten des Prinzen ihres neuen Gemahls, verheyrathete. Der Diener, dem man die Freygelassene mit einer reichen Aussteuer gab, sah die Wahl, die ihn traf, als eine besondere Gnade an. Almira hatte eine solche Liebe zu ihrer treuen Camena, daß sie ihr Glück für unvollkommen

würde

würde gehalten haben, wenn diese liebe Sklavin nicht Antheil daran genommen hätte. Sie begab sich daher zu ihrer Mutter und bat sie, diese Gnade für Camenen aufzubehalten, welche sie dem verliebten Elzenor, dem Bereuter des Beliscars, geben wollte. Da ihre Bitte nur den Absichten der Königin zuvor kam, so erhielt sie mit leichter Mühe ihre Einwilligung dazu.

Um diese Zeit richtete eine gefährliche Seuche grausame Verwüstungen in der Gegend von Aracan an; sie hatte schon einen großen Theil der Einwohner auf dem Lande hingerissen, und fing an, unter den Sklaven der Hauptstadt zu wüthen, worunter viele durch die Geschicklichkeit eines Arztes, Namens Benassar, dem Tode entgingen, welcher in seiner Kunst Wunder gethan, und es gar bald so weit gebracht hatte, daß er mit einem glücklichen Erfolg dieser Krankheit gewachsen war. Die Großen dieses Reichs waren so stolz, daß sie nicht zuließen, daß ein Sklavenarzt, so geschickt er auch wäre, es wagen durfte, sich ihnen zu nähern.

Alle freygebohrne Personen thaten es gleichfalls, und hatten auch ihre besondern Aerzte. Zu allem Unglück breitete sich die Seuche auf einmal und ohne Unterschied über alle Leute von jedem Stande, von jedem Geschlechte und von jedem Alter aus. Benassar allein war so glücklich gewesen seine Kranken zu heilen, und alle diejenigen, die etwas besonders vorzustellen glaubten, wollten lieber sterben, als zu ihm Zuflucht nehmen. Man sieht wohl, daß in einem Lande, wie Aracan, wo nach dem Beyspiele der Einwohner von Siam, die sie, wie die Deutschen die Franzosen in allen Stücken nachahmen, die Mannspersonen das schöne Geschlecht beynahe vergöttern, und ihrem Eigensinne und Geschmacke blindlings folgen, der bloße Name eines Arztes, der nur starke und dauerhafte Körper in seiner Kur hatte, schon einen Widerwillen erregen mußte. Ungeachtet seiner Geschicklichkeit durfte er doch weiter nichts als die grobe Gesundheit der Sklaven wieder herstellen, die sich aber nicht übel dabey befanden. Sie erhielten allemal ihre Gesundheit

wie-

wieder, und ihre Herren starben durch ein Wunder.

Diese Seuche, deren Wuth sich immer weiter ausbreitete, äußerte sich durch eine tiefe Traurigkeit, auf welche heftige Kopfschmerzen und ein hitziges Fieber folgten, welches Verzuckungen verursachte, unter denen die meisten erliegen mußten. Unter der Anzahl derjenigen, die das Uebel ergriff, befand sich auch Camena. Da sie noch nicht frey gegeben war, so hatte sie die Freyheit, sich Benassars Sorgfalt zu überlassen, auf welchen sie ihr ganzes Vertrauen setzte, und sie war in kurzer Zeit außer Gefahr. Der zärtliche Elzenor, dem sie war versprochen worden, stand nicht einen Augenblick an, ihm die rührensten Beweise von seiner Neigung zu geben. Der Dank, den er Benassarn bezeigte, und die Geschenke, die er ihm machte, bewiesen hinreichend die Freude, die er empfand, da er ein Gut wieder erhielt, dessen Verlust er so nahe gewesen war.

Aber auf Almirens Herz machte die Wiederherstellung Camenens einen ganz andern Eindruck als sie würde gemacht haben, wenn

sie

sie den Sterndeuter nicht zu Rathe gezogen hätte. Weit entfernt, den geringsten Antheil an Elzenors Freude zu nehmen, fiel sie im Gegentheil in eine außerordentliche Schwermuth. Die Erinnerung an die Prophezeihung, die ihr war gemacht worden, erschreckte sie dermaßen, daß sie sich für verloren hielt. Ihr Geist wurde durch die Vorstellung beunruhigt, daß sie an der Krankheit sterben müßte, von welcher Camena eben wieder aufgestanden war. Von dieser traurigen Ahndung gequält, konnte sie die schimmernde Aussicht der schönen Tage, die ihr Hymen mit einem Liebhaber versprach, der sie anbetete, nicht bewegen, sich dieser quälenden Gedanken zu entschlagen. Die Nächte über, da sie nicht schlief und von grausamen Träumen erschreckt wurde, verwachte sie in einer tödtlichen Unruhe. Die Gesellschaft vergnügte sie nicht mehr. Sie bezeigte darinne eine gezwungene Freude, die sie nicht lange ertragen konnte. Allezeit unruhig, und in heftiger Gemüthsbewegung, überzog eine düstre Bleiche die Rosen ihres Gesichts; die

Lilien,

Lilien, die den Glanz derselben erhöheten, verschwanden, und die Pfeile, womit die Liebe ihre schönen Augen bewaffnet hatte, zerschmolzen nach und nach in Thränen, die sie wider ihren Willen fallen ließ, ohne daß sie die Ursache derselben entdeckt hätte.

Man erwartete nur noch den vierten Tag, um sie mit den Beliscan zu verbinden, als die Zufälle der Krankheit, die in ihr verborgen war, einen so schlennigen Ausbruch nahmen, daß sie auf einmal in die äußerste Gefahr gesetzt wurde. Die Furcht nahm aller Herzen ein. Ungeachtet des herrschenden Vorurtheils wollte aber doch der König sogleich Benassarn holen lassen. Allein der königliche Leibarzt Octoniel, den das wunderliche Schicksal bey Hofe in Ansehn gesetzt hatte, behauptete: daß Heilungsmittel, die einer Sklavin geholfen hätten, nothwendig eine Prinzessin hinrichten müßten. Dieses Urtheil, das der Hoheit schmeichelte, behielt die Oberhand. — Er fürchtete den Benassar; er

war

war von seinen Verdiensten überzeugt, und das war schon genug, ihn vom Hofe entfernt zu halten.

Octoniel war einer von denen Gelehrten, deren größtes Talent in einem unverschämten Stolze besteht. So erfüllt mit Unwissenheit, als er aufgeblasen von Eitelkeit war, schien es, wenn man ihn hörte, als wenn seine bloße Gegenwart die Gesundheit wieder herstellen würde; unterdessen hatte er doch keinen andern Ruhm, als die große Anzahl von ansehnlichen Leuten, die er — getödtet hatte, und doch gab ihm jedermann eigensinniger Weise, und weil er der Leibarzt des Königs hieß, sein Zutrauen. Uebrigens, wenn er keinen Kranken rettete, so machte er sich doch viele Erben verbindlich; das hieß doch noch jemanden einen Dienst thun. Unterstüzt von vielen eben so eiteln Mitbrüdern, wie er, und die nicht weniger unwissend waren, unternahm er die Kur der Prinzeßin, und man kann sagen, daß sie gleichsam bey der Hand zum Grabe

geführt

geführt wurde. In der That, sie starb noch den Abend des nämlichen Tages, an welchem ihre Hochzeit gefeyert werden sollte.

Ich kann hier die Verzweiflung des Beliscans und der Dirame nicht schildern. Beyde hatten von der Prinzeßin Abschied genommen; sie war in ihren Armen gestorben. Dirame fiel auf dem Körper ihrer Tochter in Ohnmacht, und Beliscan wollte sich mit seinem Degen durchbohren; nur mit vieler Mühe brachte man es so weit, daß sie aus der Niedergeschlagenheit, in welcher sie bis auf den andern Tag versenkt blieben, ein wenig wieder zu sich kamen. Da Beliscan, der entwaffnet war, sah, daß er nicht im Stande war, ein Leben zu verkürzen, das ihm unerträglich wurde, und daß seine Bedienten und seine Wache seine geringsten Bewegungen beobachteten, und mit einer Wachsamkeit, die er nicht hintergehen konnte, für seine Erhaltung besorgt waren, so stellte er sich, als mäßigte er seinen Schmerz, und schien sogar sich gänzlich dem Willen des Himmels mit einer Stand-

haftigkeit zu ergeben, darüber sich jedermann verwunderte.

Es war bey allen Völkern, die an Siam gränzen, der Gebrauch, den Todten, nach dem besondern Glauben, den sie an die Elemente hatten, die letzte Pflicht zu erweisen. Diejenigen, die die Erde verehret hatten, wurden in ihren Schooß gelegt; man verbrannte diejenigen, die die Sonne oder das Feuer angebetet hatten; diejenigen, welche die Luft verehret hatten, wurden an Bäume gehängt, um von den Vögeln verzehrt zu werden, und man warf diejenigen in das Wasser, die es angebetet hatten. Almira verehrte nach den Grundsätzen ihrer Voraltern das Feuer. Deswegen sollte auch ihr Leichnam verbrannt werden. Ihr Leichenbegängniß wurde auf die Mitte des fünften Tages nach ihrem Tode festgesetzt. Beliscan, als ihr bestimmter Gemahl, sollte demnach den Scheiterhaufen anstecken.

Er erschien an diesem Tage mit einem ruhigen und heitern Gesichte, auf welchem man keine Betrübniß mehr spürete. Sein gro-

großer und edelmüthiger Charakter hatte ihm die Gunst aller Herzen erworben, daß das Volk, weit entfernt zu glauben, daß er ohne Empfindung wäre, sein standhaftes und muthiges Betragen vielmehr als die Wirkung einer erhabenen Seele ansah, und ihn bewunderte. Als einen Herrn über seine Bewegungen, konnte ihn das Geschrey und das Seufzen, das er von allen Seiten hörte, sobald als der Leichnam auf den Scheiterhaufen gelegt war, nicht im geringsten erschüttern; und seine Hand zitterte nicht, da sie die verbrennlichen Materien anzündete, die dasjenige, was er am liebsten gehabt hatte, vor seinen Augen verzehren sollten. Er schlug die Augen nieder, und blieb einige Zeit wie unbeweglich bey dem Feuer, das sich um den Scheiterhaufen herum entzündete. Als er es nun recht brennen sah, und

der Leichnam seiner Geliebten anfing, die Beute der Flammen zu werden, wandte er sich ganz sachte mit diesen Worten an die Erde, die er angebetet hatte:

„O Erde, ehrwürdiges Element, du,
„die ich zu meiner Gottheit gewählt habe,
„verzeihe, wenn ich den Glauben ver-
„läugne, den ich dir gewidmet hatte;
„ein wahrer Liebhaber kennt keine andre
„Gottheit, als die Gottheit seiner Ge-
„liebten.“

Sogleich stürzte er sich unter Begünstigung der Flammen, welche ein ungestümer Wind auf die Seite dererjenigen, die ihn umgaben, zurück schlug, und unter Begünstigung der Elemente, die jetzt ein Verständniß mit ihm zu haben schienen, auf den Scheiterhaufen hinab. Vergeblich wollte man ihn

her-

herunterreissen; das Feuer, das er anflehete, hatte schon seine Seele mit der Seele seiner Geliebten vereinigt. So verband der Tod diese beyden Liebenden, die er getrennt hatte.

Alle Zuschauer, von Erstaunen und Abscheu eingenommen, wandten die Augen weg, und indem sie eilfertig die Flucht nahmen, erfüllten sie die Stadt mit ihrem Geschrey. Der Zorn der Götter schien durch diese beyden Opfer besänftigt zu seyn; und ihrem Tode war man das Ende der Seuche schuldig, die sich an keinem Orte des Königreichs mehr verspüren ließ, wo der Verlust des Kronerbens eine allgemeine Bestürzung verursachte. Der König, den dieser traurige Zufall nöthigte, den Scepter zu behalten, den er hatte ablegen wollen, war untröstlich.

Unterdessen siegten die Aerzte. Almira war nach den Gesetzen der Arzneykunst gestorben; sie gaben einander Lobsprüche, und wurden für ihre Mühe reichlich bezahlt.

Die

Die
Tausendkünstlerin.

Eine
Hexengeschichte.

Ich werde wohl die erste seyn, die das Leben und die Thaten einer Hexe beschreibt, einer wirklichen Hexe, die es hier mit eigner Hand thut. Ich glaube nicht, daß man dieses eine Verwegenheit nennen wird. Unsre Zeiten sind für die Hexen nicht mehr so heiß als ehedem. Man begnügt sich, sie auf die Art zu bestrafen, daß man sie für Undinge hält und ihre schädliche Augen nicht mehr fürchtet. In der That sind wir Hexen mit der gesitteten Welt artiger geworden. Wir verabscheuen die grobe Art der Rache, Leute zu Krüppeln zu verwünschen, sie mit immerwährenden Krankheiten zu martern, oder gar gegen das unschuldige Vieh des armen Landmannes grausam zu seyn. Wir schaden zwar nichts destoweniger, ja vielleicht noch

mehr, aber auf eine Art, die den Beyfall der gesitteten Welt erhalten wird, wenn ich sie überzeugen werde, daß die verhaßten Tugenden einiger Leute oftmals der Rache seiner Zauberinnen beyzumessen sind.

Noch etwas habe ich zu erinnern, eh' ich meine Geschichte selbst anfange. Man wird bey dem Wort Hexe ohne Zweifel einen Geist sich denken, der sich zwar zum Unglück der Menschen auch in einen Engel des Lichts verstellen kann, sonst aber nicht gern ein Urheber der Tugend zu seyn pflegt. Ich muß meinen Lesern also sagen, daß sie sich Hexen von der Art als ich bin, nicht so schwarz vorstellen müssen. Wir könnten unmöglich einen Gehülfen haben, der mit Hörnern, einem Schwanze und einem Pferde- und Hahnenfuße versehen wäre, ohne zugleich eben so grob zu denken, als dieses Bild ist. Unsere Zaubereyen bestehen in einigen geheimen Künsten, die wir mit Hülfe einer in der Geisterwelt vorhandenen anziehenden und fortstoßenden Kraft ausüben. Diese Künste

sind

sind an sich unschuldig und vortreflich und werden selbst von den höhern guten Geistern gebraucht. Das einzige, was uns dabey des Namens der Zauberinnen und Hexen würdig macht, ist nur dieses, daß wir uns durch dieselben heimlich rächen; so wie derjenige den Namen eines Meuchelmörders nicht weniger verdient, der dem andern in dem gesundsten Wein auf den Tod zutrinkt, als der ihn heimlich mit einem Dolche ersticht. —

Ich komme jetzt auf meine Geschichte selbst; verschweige aber dabey meinen Namen, den Ort, das Jahr und den Tag meiner Geburt. Ich komme dafür sogleich auf einen Umstand von dem Schicksal meiner Mutter, der gar zu vielen Einfluß in mein Schicksal hat, als daß ich ihn unberührt lassen kann. Sie lebte in einem Dorfe, wo mein Vater ein Bauergut besaß, eine Zeitlang nach der Mode der übrigen Bauerfrauen, sie aß und trank schlecht und war zufrieden, daß sie dabey nur nicht viel arbeiten durfte. Nachdem sie beynahe ihre besten Jahre verlebt hatte,

bekam sie auf einmal eine außerordentliche Neigung, sich der Landwirthschaft zu befleißigen. Nach einigen Jahren konnte es nicht fehlen, daß sie nicht nach den Umständen eines Landmannes vieles im Ueberfluß besessen hätte, woran ihre nachläßigen Nachbarn Mangel litten. Und was war dabey wohl natürlicher, als daß diese ihr Glück ihr mißgönnten. Solches äußerte sich im Anfange durch Verläumdungen, die meine Mutter des Betrugs, ja wohl gar des Diebstahls beschuldigten. Hierauf folgten Thätlichkeiten. Die Nachbarn beschädigten ihr Haus, ihre Zäune, ihr Vieh und bestahlen sie. Sie trieben ihr Vieh heimlich in ihre Gärten und Felder, daß es darinn oft große Plätze verwüstete. Allein alle diese Hindernisse, die sie ihrem Fleiß in den Weg legten, hatten die Würkung, die der Neid fast immer zu haben pflegt. Meine Mutter wurde in ihrer Wirthschaft immer genauer und unermüdeter und dabey augenscheinlich reicher. Ihre Nachbarn aber, die einer so fleißigen Vorgängerin nicht folgen wollten, wurden immer

ärmer

ärmer und mußten es zuletzt für eine Wohlthat ansehen, daß sie ihre Aecker an sich kaufte. Der Neid ermüdete nach und nach und machte einer habsüchtigen Hochachtung Platz. Die Freundschaft meiner Mutter wurde von den Nachbarn um so viel eifriger gesucht, je mehr Vortheile sie von ihr zu ziehen hofften. Der gnädige Herr, dessen Untersassen meine Eltern waren, hatte ihren Wachsthum so lange ziemlich ruhig angesehen. Dies war der Zeitpunkt, da er endlich eifersüchtig darüber wurde. Es kostete ihm nicht viel Mühe, sie in dem Besitz ihres Glücks zu stöhren, besonders da mein Vater um eben diese Zeit gestorben war. Meine Mutter war heimlich schon oft eines guten Verständnisses mit dem Alp beschuldigt worden. Sobald ihre Feinde von der Ungnade des gestrengen Junkers Nachricht hatten, traten sie mit der öffentlichen Klage wider sie hervor, daß sie eine Hexe wäre. Es wurden wenige Umstände erfordert, dieses einem Richter deutlich zu beweisen, der ihren Untergang beschlossen hatte. Ihre Kühe gaben mehr Milch, ihre Aecker trugen

reich=

reichlicher, als die Kühe und Aecker der Nachbarn. Sie besaß ein halbes Dorf, und was das wichtigste war, einen guten Vorrath an baarem Gelde. Dies konnte unmöglich natürlich zugehen. Hier war offenbar der Teufel mit im Spiel. Man machte meiner Mutter, nach der Hexenprobe die zu ihrem Nachtheil ausfiel, den Proceß. Sie ward verbrannt und der gnädige Herr zog ihre Güter ein.

Ich war mit ein Opfer seiner räuberischen Gerechtigkeit und wurde in meinem achten Jahre als eine Sklavin an seinen Hof genommen. Ein gesunder Verstand bey einer nicht unangenehmen Gesichtsbildung zogen mir das Mitleid und die Gunst der gnädigen Frau zu, die mich mit ihren Fräulein Töchter erziehen ließ. Ich hatte kaum den Anfang im Lernen gemacht, als ich die Verwegenheit besaß, meine Gespielinnen zu übertreffen. Ich bekam daher manche mißvergnügte Blicke, so wohl von diesen, als von den Eltern selbst. Ja es blieb dabey

nicht;

nicht; denn sie wurden mit einer nicht geringen Härte von Seiten meiner Pflegemutter begleitet. Blos die Absicht, die sie hatte, ihre Kinder durch mich zu beschämen und anzuspornen, verhinderte es noch, daß ich nicht gar von ihnen getrennt wurde.

Um diese Zeit ward ich bey einem Spaziergange in ein Bauerhaus gerufen, in welchem ich eine sehr alte Frau auf dem Bette krank liegen fand. Ach, meine Tochter! sagte sie: nun werde ich einmal sterben können, da ich Euch sehe. Ich bin an alle dem Unglück schuld, welches eure Mutter und Euch selbst betroffen hat. Sie beleidigte mich einmal mit einem Schimpfworte und ich brachte ihr aus Rachgier durch einige geheime Künste, die ich Euch zur Schadloshaltung entdecken will, den außerordentlichen Trieb zum Fleiße in der Wirthschaft bey, der sie um Ruhe, Ehre und Leben, und euch um eure Freyheit gebracht hat. Vergebt mir diese Rache, sonst kann ich nicht sterben. — Ich war hierzu willig, und wurde von ihr in den Geheimnissen

nissen ihrer Kunst unterrichtet. Sie schloß mit dieser Ermahnung: bedient Euch derselben weislich und sparsam, so werdet ihr euer Glück machen und nicht so wie ich Jahre auf dem Todtenbette zubringen dürfen. Mit diesen Worten endigte sie ihr Leben. So vernünftig war ich schon, daß ich recht reiflich auf Rache denken und bey meinem eigenen Schicksal die Anmerkung machen konnte: daß Tugenden mehr, als irgend ein Laster verfolgt würden. Ich beschloß also meine Rache von dieser Seite zu versuchen, zumahl ich so gute Werkzeuge dazu in Händen hatte.

Es kostete mich nur zwey zauberische Blicke, um meine Pflegemutter dahin zu vermögen, daß sie ihre Gunst blos nach Verdiensten austheilen und mich folglich um meiner Tugenden willen höher, als ihre eigene Töchter schätzen mußte. Es ging nachher kein Tag vorbey, daß sie mir nicht die deutlichsten Proben davon gab. So sehr Kinder sonst ihren Müttern anhängen, so sehr hasseten sie jetzt ihre Töchter. Sie suchten

ihr

ihr dadurch, daß sie mir allerley Possen spielten, fast jeden Augenblick beschwerlich zu machen. Und alle Schärfe, die sie dawider gebrauchte, diente nur dazu, sie destomehr zu erbittern, und das Mißvergnügen ihrer Mutter zu vermehren. Das Gesinde, welches gleiches Standes mit mir war, handelte ihr in allen Befehlen zuwider, die mich betrafen, und wenn dieses noch nicht von selbst darauf fiel, wurde es von meinen Gespielinnen dazu beredet. Diesen letztern ward die Mutter so unerträglich, daß sie keine Zärtlichkeit, Bitten und Thränen sparten, um ihren Vater wider dieselbe aufzubringen. Dieser aber ließ sich daran begnügen, meiner Pflegemutter Verhalten gegen mich genauer zu beobachten und ihr zuweilen liebreiche Verweise zu geben. Indessen waren ihre Söhne auch wider sie aufgehetzt und suchten ihr durch tägliche Neckereyen, womit sie mir zusetzten, ebenfalls allen nur ersinnlichen Verdruß zu machen. Besonders suchte sich der Aelteste hierinn auszuzeichnen, wenn er von der Universität, wo er studirte, auf einige Wochen

nach Hause kam. Endlich hatten die Liebkosungen meiner Gespielinnen ihren Verläumdungen bey dem Vater einen so großen Nachdruck gegeben, daß er meine Pflegemutter durch die bittersten Kränkungen von der grossen Hochachtung abzuhalten suchte, die sie gegen mich und meine Aufführung äußerte. Es war aber alles vergebens. Da sie ohnedem einen Ansatz zur Schwindsucht hatte, beraubten sie die gar zu vielen Verdrießlichkeiten in wenig Jahren ihres Lebens.

Ihr Tod schien für mich ein sehr gefährlicher Umstand zu seyn. Alles drohete über mich herzufallen, und ich hatte mich auf nichts als auf meine geheimen Künste zu verlassen. Vermittelst dieser hätte ich mich auch noch auf diesem Edelhofe bey Ansehn erhalten können, wenn mir der Aufenthalt daselbst nicht schon gar zu unerträglich gewesen wäre. Ich erfuhr überdem noch, daß der gestrenge Junker mir wider alles Recht die Güter meiner Mutter entzogen hatte und nicht Willens war, sie mir jemals zurück zu geben. Sein ältester Sohn hatte mich auch außerordentlich

beleidigt. Ich suchte also einen Entwurf ausfindig zu machen, vermittelst dessen ich zugleich den dreyfachen Zweck erreichen könnte, vom Edelhofe zu kommen, mich meines Schadens zu erholen und dem ältesten Junker seine Beleidigungen zu vergelten. Nichts schien hiezu bequemer zu seyn, als das Mittel den letztern zu heyrathen. Dieser hatte nach dem Tode seiner Mutter die Universität verlassen und ging mit dem Gedanken um, zu heyrathen und sich auf ein Landgut zu setzen, welches ihm seine Grosmutter vermacht hatte. Ich bezauberte ihn zu dem Ende mit der edlen Neigung, sein Glück bey einer künftigen Heyrath nicht sowohl auf adliches Blut und Vermögen, als vielmehr auf Verstand und ein gutes Herz zu gründen. Ohnerachtet ich meine Fehler hatte, so konnte ich hiebey doch gewiß glaüben, daß seine Neigung auf mich fallen würde, da keines von den bekannten adlichen Frauenzimmern so viele in die Augen fallende gute Eigenschaften besaß. Ich erreichte meine Absicht. Unter mehr als zehn vorgeschlagenen Partheieen,

die seinem Vater und der ganzen Familie anständig waren, willigte er in keine einzige. Er begegnete mir vielmehr von Tag zu Tag freundlicher, gab mir endlich gar seine Hand und bezog mit mir sein Landgut. Er mußte es hart genug empfinden, daß sein Vater gegen ihn und mich äußerst aufgebracht war, indem dieser ihm davon Beweise gab, die bitterer waren, als sie je unter Fremden seyn konnten. Seine Geschwister und seine Familie begegneten ihm mit der äußersten Verachtung und entzogen sich seines Umgangs, so bald sie von dieser Heyrath Nachricht bekamen. Er wurde ein Spott des ganzen umherwohnenden Adels, daß er die Unanständigkeit begangen, ein liebenswürdiges wohlerzogenes Bauermädchen so vielen pöbelhaften Schönen von Adel vorzuziehen. Man billigte überall das edle Herz seines Vaters, welcher ihn nicht mehr für seinen Sohn erkennen wollte. Selbst Leute vom Bürger- und Bauernstande verlachten ihn wegen der Wahl, die er in der Tochter einer Hexe getroffen hatte.

Mein

Mein Schwiegervater wollte sich nicht blos damit begnügen lassen, daß er meinen Mann nicht für seinen Sohn erkannte; er ging auch mit dem Gedanken um, ihn gar zu enterben. Da es aber kein Fall war, auf welchen die Landesgesetze die Enterbung gesetzt hatten, mußte er einen Umweg nehmen. Es glückte ihm einen Richter zu finden, der die Landesgesetze von der Enterbung dergestalt auszulegen wußte, daß sie sich auch auf meinen Mann erstreckten. Mein Mann wurde wirklich enterbt. Ich hatte hiervon kaum Nachricht erhalten, als ich einen Brief an diesen Richter schrieb, worinn ich seine Gerechtigkeit bewunderte, zugleich aber ein paar Figuren mit einzeichnete, bey deren Anblick er die edle Neigung bekommen mußte, künftig ohne Ansehn der Person nach Recht und Gerechtigkeit zu richten. In den ersten drey Jahren, da er dieser Neigung folgte, war er so weit gekommen, daß er alles bisher erworbene Vermögen zugesetzt hatte. Sein Gehalt reichte nicht zu, ihn und seine zahlreiche Familie zu unterhalten und sein gerechtigkeits-

liebender Charakter verstattete ihm nicht Schulden zu machen, die er nie bezahlen zu können glaubte, oder ihn zur Beugung des Rechts verführen konnten. Er war niemals empfindlicher, als wenn ihm jemand Geschenke brachte. Und die Hölle läßt sich nicht beschreiben, in welche ihm sein Haus von einer geitzigen Frau und so vielen hungrigen Kindern verwandelt wurde, wenn er jemanden einen fetten Braten, den ihre Augen schon halb verzehrt hatten, im Zorn wieder zurück nehmen hieß. Besonders erfuhr er ihre Wuth bey solchen Geschenken, die ihm ohne Absicht auf sein Amt gebracht zu werden schienen. Vernünftige würden dieses schwerlich billigen, wenn er nicht den Grundsatz gehabt hätte, daß die Süßigkeiten eines rechtmäßigen Geschenks Richter zu Annehmung der unrechtmäßigen verführten. Bey der Noth, die sein Haus litt, lebte er, um sie den seinigen ein wenig zu erleichtern, bey Wasser und Brod. Er hielt es aber kein ganzes Jahr aus, als er sich zu den Füßen seines Fürsten niederwarf und um Vermehrung seines Gehalts

halts bat. Der Fürst besprach sich mit seinen Räthen. Diese hatten längst eine Gelegenheit gewünscht, die gerechten Urtheile zu bestrafen, die er aller ihrer Empfehlungsschreiben ohnerachtet zum Schaden ihrer Günstlinge und Anverwandten gefällt hatte. Sie gaben seine Noth für eine Folge seiner üblen Wirthschaft aus und riethen dem Fürsten, einen so gefährlichen Mann, der mit der Zeit die in Händen habenden herrschaftlichen Gelder angreifen könnte, je eher je lieber seiner Dienste zu entlassen. Der Fürst, der hierzu viel zu gnädig war, ward durch diese Verläumdung doch so weit eingenommen, daß er nichts zu seinem Gehalte legte, sondern ihm blos eine gute Wirthschaft empfahl. Gram und Hunger, die beyde seine Lebensgeister gleich stark verzehrten, ohne seine Neigung zur Gerechtigkeit auch nur im geringsten zu ändern, beraubten ihn endlich des Lebens. Jetzt fingen die Verdienste dieses ehrlichen Mannes an zu glänzen. Man konnte seinen Tod keiner andern Krankheit als einer uneigennützigen Gerechtigkeitsliebe zuschrei-

ben und man vermißte ihn in der Gerichts-stube, der er vorgestanden, um so viel mehr, da die Raubbegierde seines Nachfolgers seine gerechte Aufführung erst recht ins Licht setzte. Der Fürst hatte nicht so bald von den Tugenden dieses Mannes gehört, als er dessen Amtsführung selbst untersuchte und seinen Verlust bedauerte. Seine Räthe, die ihn auch noch im Tode bestrafen wollten, riethen, seiner Wittwe, die ihn durch ihre ungestümen Vorwürfe so früh ins Grab gebracht hatte, ein ansehnliches Wittwengehalt auszusetzen, und dem Richter seinen Hunger durch eine Ehrensäule zu vergüten, die über ihn aufgerichtet wurde.

Die Enterbung schmerzte meinen Mann so sehr, daß ihn die Heyrath mit mir zu gereuen anfing. Er ließ zu dem Ende seinen ehemaligen Hofmeister hohlen, der damals noch seine beyde jüngste Brüder unterrichtete. Er bat ihn, alles bey seinem Vater zu versuchen, um ihn wieder mit demselben auszusöhnen. Der Hofmeister that sein möglich-

stes

stes und brachte ihm endlich die Antwort zurück: wofern er mich heimlich verlassen und in ein entlegenes Land in Kriegsdienste gehen wollte, so würde sein Vater die Enterbung aufheben, und auf Mittel bedacht seyn, ihm auch die Einkünfte unsers Landguts in die Hände zu liefern, ohne daß ich das geringste davon bekommen sollte. Das letztere schien meinem Manne ein wenig zu hart zu seyn. Er schickte den Hofmeister zurück, um dem Vater vorzuschlagen, daß er mir das Landgut lassen wollte, wenn er nur seine Gnade wieder erhalten könnte. So fest auch mein Mann beschlossen hatte, dem Rathe seines Vaters zu folgen; so vernichtete doch ein einziger zauberischer Blick, ein einziger feiner Einfall von mir, alle seine Anschläge, und er entdeckte mir zum Beweise seiner Aufrichtigkeit die Absicht von dem Besuche des Hofmeisters, und die Reue die er darüber empfände, daß er nur den Einfall hätte haben können, ohne mich zu leben. Ich beschloß, mich an einem so gefährlichen Unterhändler zu rächen. Ich richtete die Rache nach sei-

nem Amte ein. Ich wußte, daß mein Schwiegervater seine Kinder gern loben hörte, und daß sie nie die Lobsprüche verdienten, womit sie der gefällige Hofmeister in seiner Gegenwart überhäufte. Ich bezauberte ihn also mit dem Vorsatze, nach der Wahrheit zu loben und zu tadeln. Mein Schwiegervater aber, der gewohnt war, täglich nach dem Fleiß und der Aufführung seiner Söhne zu fragen, erstaunte, als er auf einmal statt der erwarteten Lobsprüche nichts als Tadel und Klagen hörte. Er fing an, da dieses fortdauerte, die Schuld davon der Aufführung des Hofmeisters beyzumessen, und ihm täglich die empfindlichsten Verweise darüber zu geben. Er sah ihn fast niemals anders, als mit spöttischen und verächtlichen Geberden an. Die Bedienten folgten dem Beyspiel ihres Herrn, und kränkten den mürrischen Hofmeister, ohne daß der Herr auf seine Klagen wider sie geantwortet hätte. Seine Untergebene nahmen alle Gelegenheit in Acht, ihm recht viel Stoff zum Tadeln und Klagen zu geben. Sie spielten ihm oft

in Gegenwart des Vaters die empfindlichsten Streiche und dieser lachte zum Verdruß des Hofmeisters dazu. Der Hofmeister, dem dieses ungemein nahe ging, wollte es von einer andern Seite versuchen, um dem Vater zu gefallen. Er gab sich alle nur ersinnliche Mühe, es dahin zu bringen, daß er seine Untergebene mit Recht loben könnte. Er fing an, sie den ganzen Tag unermüdet zu unterrichten und durch gelinde und ernstliche Mittel dazu anzuhalten, daß sie so viel lernen sollten, als er wünschte. Hatte aber der Tadel den Vater verdrossen, so war es diese Strengigkeit noch viel mehr, die Vater und Söhne den Begegnissen des Zuchthauses gleich schätzten. Jetzt wollte auch so manches Lob nicht mehr helfen, welches er seinen Untergebenen mit Recht beylegen konnte. Es wurde nur als eine Frucht seines barbarischen Verfahrens angesehen, womit er die Munterkeit und das ungezwungene Wesen der jungen Edelleute unterdrücken und ihnen statt dessen eine sklavische Schulfuchserey angewöhnen wollte. Mein Schwiegervater sah ihn endlich als einen

nen unerträglichen Menschen an, den er blos zu seinem Verdruß besoldete. Er dankte ihn ab und schrieb es allein seiner Aufführung zu, daß er sein Versprechen nicht hielt, ihn mit einem Amte zu versorgen. Der Hofmeister, der sich in der äußersten Noth sah und schon im Begriff stand sich in ein Hospital zu kaufen, kam noch vorher zu meinem Manne, um Abschied zu nehmen. Theils jammerte mich der so übel belohnte Lehrer, theils wollte ich auch meinem Schwiegervater einen Possen thun. Ich versprach ihm also in meinem Hause Unterhalt, nur mit dem Bedinge, daß er sich zu keinen nachtheiligen Unterhandlungen mehr zwischen meinem Manne und Schwiegervater sollte gebrauchen lassen. Er verstand mich und bat um Verzeihung.

Mein Schwiegervater, der darüber nur destomehr aufgebracht war, daß mein Mann ihm noch zu meinem Vortheil einen Vorschlag hatte thun lassen, trieb seine Rache so weit, daß er mit meinem Manne öffentliche Streitigkeiten anfing, in der Absicht, ihn

durch

durch den Aufwand eines langwierigen und kostbaren Rechtshandels um sein Landgut zu bringen. Diesen Zweck zu erhalten, hatte er den Advokaten meines Mannes bestochen. Ich war zu scharfsichtig, als daß ich dieses nicht bald hätte merken sollen. Zur Strafe dafür bezauberte ich den Advokaten mit der Neigung, durchaus gewissenhaft zu handeln. Die erste Folge davon war, daß er meinem Schwiegervater das geschenkte Geld zurück schickte, und daß der Prozeß nach einigen Wochen zum Vortheil meines Mannes geendiget war. Nunmehr sah ich seiner Aufführung mit Vergnügen zu. Er wieß alle und selbst die reichsten Partheyen ab, die Unrecht zu haben schienen. Er arbeitete Tag und Nacht, um eine gerechte Sache in das hellste Licht zu setzen. Er suchte seinen Partheyen die Kosten auf alle Weise zu ersparen und die Prozesse wenigstens nicht durch seine Schuld zu verlängern. Aber er wurde oft in drey Jahren kaum einmal gebraucht, und dieses noch mehrentheils von Geitzigen, die etwas zu ersparen suchten, und ihm nicht einmal

die

die in den Gesetzen verordnete Belohnung richtig bezahlen wollten. Die Ursach dieses Schicksals lag, wie leicht zu denken, zum Theil an denen ehedem abgewiesenen Partheyen, die ihn überall für einen ungeschickten und einfältigen Advokaten ausschrien, zum Theil auch an den Richtern, die er verhinderte, von den streitenden Theilen so viel Geschenke zu ziehen, als sie wünschten, zum Theil auch an seinen Collegen, die allemal ihre Prozesse verlohren, wenn er dem Gegentheil diente, und folglich denen Leuten, die sich in einer gerechten Sache Raths bey ihm erholten, widerriethen, ihm ihre Sache aufzutragen, wenn sie sie selbst nicht übernehmen konnten. Die Betrachtung, daß er das ihm angewiesene Gehalt nicht länger mit gutem Gewissen nehmen könnte, da er bey allem Eifer, seinem Mitmenschen treu und redlich zu dienen, dennoch dem gemeinen Wesen unbrauchbar wäre, brachte ihn zu den Entschlusse, seine Advokatenstelle aufzugeben. Er erhielt dafür das Amt eines Cassenschreibers, welches ihn mit Arbeiten überhäufte, die ihm sein gewissenhafter Charakter

rakter noch dazu vermehrte und nur mit sehr wenigen Einkünften belohnte. Auch von diesem wurde er bald abgesetzt, da er die Rechnungen zum Vortheil eines Gönners nicht verfälschen wollte. Endlich soll er als Dorfschulmeister von den Schlägen eines Bauern gestorben seyn, den er mit seinen unschuldigen Nachbarn in der Güte vergleichen wollte.

Einer von den ehemaligen akademischen Freunden meines Mannes, die uns bisweilen besuchten, hatte mein Vertrauen gewonnen. Ich las ihm zuweilen etwas von meinen Poesien oder von andern moralischen Schriften vor, die ich bey müßigen Stunden verfertigt hatte. Er lobte gewöhnlich diejenigen Stellen, die ich für die schlechtesten hielt und ich schloß daraus, daß er mir meine wenigen Fähigkeiten beneiden müßte. Zum Glück war er selbst ein Autor. Ich konnte mich also in der Art an ihm rächen, daß ich ihn mit einem unerhörten Fleiße in Verfertigung seiner Schriften bezauberte. Dieses raubte ihm Schlaf und Gesundheit, und da sie fer-

tig waren, wollte sie niemand verlegen, weil sie nicht in dem Geschmack seiner Zeit abgefaßt wären, sondern theils Widerlegungen von den Irrthümern der berühmtesten Männer erhielten, theils mit unbekannten Meynungen angefüllt waren, theils auch in einem Vortrage erschienen, der nicht ohne viele Mühe und Nachdenken zu verstehen wäre, und überdem von einem Verfasser herrührten, der keinen berühmten Namen besäße. Endlich fand sich doch ein Verleger zu einer seiner Schriften. Allein dieser ehrliche Mann erlebte den Verdruß, daß sich die Käufer nicht haufenweise herzu drängten, und er fluchte, so oft ihm der Titel des Buchs oder der Autor genennt wurde. Endlich da er kein Geld gespart hatte, seine verlegene Waare durch die gelehrte Zeitungen in Ansehn zu setzen, hohlte sichs einer und der andere doch zum Spaß; als man aber so viele gründliche Gedanken darinn antraf, wobey mancher seichte Kopf verlohr, blies man an allen Orten Lärm und mißhandelte ihn oft ärger, als einen Schulknaben. Einige nahmen ihm die Vortreflichkeit

seiner

seiner Schrift so übel, daß sie ihn daraus der Freygeisterey, der Gottesleugnung und der Religionsspötterey zu beschuldigen für gut fanden. Er that zwar was ihm möglich war, dieses eben so gründlich von sich abzulehnen, als er die Schrift selbst geschrieben hatte; allein um so viel mehr wurden die berühmten Häupter erbittert, die sich ohne Abbruch ihres Ruhms von ihm unmöglich der Verläumdung konnten bezüchtigen lassen. Sie suchten deswegen seine Beförderung auf alle mögliche Weise zu hindern, sogar, daß er nicht einmal eine Hofmeisterstelle erhalten konnte. Da er demungeachtet nicht zu schreiben aufhören wollte, forderten sie ihn endlich vor ein gelehrtes Gericht, worinn er seine Irrthümer gestehen, widerrufen und öffentliche Abbitte thun sollte. Da er mit Gründen behauptete, daß er, ohne wider Wissen und Gewissen zu handeln, sich weder zu dem einen noch zu dem andern verstehen könnte, ward er für diesen Frevel durch einen erschlichenen Befehl von der hohen Landesobrigkeit verwiesen und alle seine Schriften

durch den Henker verbrannt. Das Feuer lockte, so wie bey einem großen Brande, eine Menge von einheimischen und auswärtigen Gelehrten zu den Ueberbleibseln, und indem man untersuchte, ob sie eines so harten Schicksals werth gewesen, sah man die Gründlichkeit und unschuldige Absichten ihres Verfassers nur desto besser ein. Ich habe nachher nichts mehr von seinem Schicksal erfahren können. Ich glaube also, er muß entweder für Gram gestorben, oder in eine ganz andere Himmelsgegend gezogen seyn.

Ich wurde eine geraume Zeit von den umher wohnenden Adelichen gar nicht besucht. Diese Zeit wandte ich dazu an, die Regeln der Wirthschaft aufs genauste verstehen zu lernen. Mein Mann folgte meinem Beyspiel. Da wir keinen großen Aufwand zu machen hatten, setzten wir unser Landgut in so gute Umstände, daß es die Bewunderung und den Neid des benachbarten Adels erregte. Man sah dabey immer mehr ein, daß mein Mann nicht übel gewählt hatte, und daß ich werth

war, eine gnädige Frau zu seyn. Wir wurden allmählig von unsern Nachbarn und Nachbarinnen besucht, und es dauerte nicht lange, als man sich sogar um unsre Freundschaft bewarb.

Unter diesen war auch ein adlicher Stutzer, der nicht viel aus dem sechsten Gebote machte, und meine Höflichkeiten anders deutete als ich wünschte. Er verging sich hierinn so weit, daß ich ihn mit der strengsten Keuschheit zu bestrafen für nöthig hielt. Von diesem Augenblicke an, der ihn so sehr beschämte, beschloß er sogar, niemals zu heyrathen. Dieser Entschluß war nicht sobald bekannt, als er tausend Rathgeber hervorbrachte, die ihm denselben ausreden wollten, und den armen Menschen durch ihre Ueberredungsgründe bald ums Leben brachten. Eine von den größten Strafen meines Stutzers waren die vielen verliebten Briefe, womit er heimgesucht und vermittelst derselben an diesen oder jenen Ort hinbestellt wurde. Er galt bey dem Frauenzimmer so viel, daß selbst eine

junge Ministerfrau einen zärtlichen Liebesbrief an ihn schrieb. So wie er dergleichen Briefe niemals durchlas, sobald er ihre Absicht nur einigermaaßen merkte, so steckte er auch den ihrigen nach Durchlesung der drey ersten Zeilen in die Tasche. Er erhielt noch drey andere, worinn sie sich über das Ausbleiben seiner Antwort verwunderte. Er sah augenscheinlich, daß sie nicht aufhören würde, seine Ruhe zu stöhren und hielt deswegen für nöthig, ihr zu schreiben: daß er nie mit seinen Antworten ausbleiben würde, wenn Ihro Excellenz die Gnade für ihn haben und sie in ernsthaften Sachen zu fordern geruhen wollten. Dieser Brief brachte die Frau des Ministers dergestalt wieder ihn auf, daß sie alles bey ihrem Gemahl anwendete, um diesen Edelmann bey guter Gelegenheit ihre Rache empfinden zu lassen. Diese Gelegenheit zeigte sich auch bald, da ihm eine Erbschaft zufiel, auf welche er die gerechtesten Ansprüche hatte, die ihm aber unter allerley nichtigem Vorwande vorenthalten wurde. Die Frau des Ministers gab ihm schriftlich zu verstehen, daß dieser

Streich

Streich von ihr herrührte. Sie bekam keine Antwort und er verlohr die Erbschaft. — Ich führe von ihm noch folgende merkwürdige Geschichte an:

Er kam einst, seine Aufwartung bey einem Grafen zu machen, den unterdessen die Geschäffte des Hofes ganz unvermuthet von Hause riefen. Seine Gemahlin nahm ihn desto freundlicher auf, und verlangte in den feinsten Ausdrücken auch gerade dasjenige, wozu er sich nicht verstehen wollte. Doch konnte er sich nicht weigern, mit ihr ein Zimmer zu besehen, welches sie neu hatte austapeziren lassen. Sie schloß es hinter sich zu und wiederhohlte ihre Bitte unter vielen artigen Wendungen. Dieser aber beging die Unhöflichkeit ihre Bitte unter eben so artigen Wendungen von sich abzulehnen.

Unterdessen hatte der Graf auf dem Wege Gegenbefehl erhalten, war zurück gefahren und bereits in seinem Pallaste abgestiegen, als diese beyde einander noch bey verschlossenen Thüren mit Höflichkeiten zusetzten. Der Graf erfuhr wo seine Gemahlin war. Er

kam an die Thüre, fand aber dieselbe verschlossen. Er klopfte, es war alles stille. Endlich rief er seine Gemahlin. Die fing jetzt laut an zu schreyen, verheerte ihren ganzen Putz, und flehte ihren Gemahl um Rettung aus den Händen eines Lasterhaften, der sie hier eingeschlossen hielt. Der Graf ließ die Thüre mit Gewalt aufbrechen. Der Edelmann, der sein Leben in Gefahr sah, hielt für rathsamer aus einem Fenster zwey Stock hoch herunter zu springen und ein Bein zu brechen, als sich der ersten Wuth des Grafen auszusetzen, gegen die keine Beweise der Unschuld etwas verfangen hätten. Dieser war auch wirklich mit einer Pistole ins Zimmer gestürzt, um seine und seiner Gemahlin Ehre zu rächen. Zum Glück sank diese ohnmächtig in seine Arme. Der Graf warf das Gewehr von sich, und alles mußte ihr zu Hülfe eilen. Sobald sie sich wieder in etwas erhohlt hatte, erzählte sie ihrem Gemahl mit schwacher Stimme die Umstände ihres Unglücks und den gefährlichen Sprung des Edelmannes. Der Graf sah zum Fenster

hinun-

hinunter, wo dieser in der erbärmlichsten Gestalt lag und um Hülfe bat. Es war ein Glück für den Edelmann, daß der Graf nicht an sein Gewehr dachte, sondern ihn nur derb abprügeln und in Frieden nach Hause gehen ließ.

Mein Schwiegervater sah endlich auch die Thorheit seiner Rache ein und versöhnte sich mit mir und meinem Manne. Er gab mir zum Zeichen seiner Freundschaft die von meiner Mutter eingezogenen Güter wieder, welche ziemlich ansehnlich waren. Auch von seinen Fräulein Töchtern, meinen ehemaligen Gespielinnen wurde ich fast täglich besucht und hochgeschätzt, außer einer, die mir gehäßig blieb und weder zu mir kam noch sich sehen ließ, wenn ich ihren Vater besuchte. Ich hielt für das rathsamste, sie dafür mit einem sehr eifrigen Gehorsam gegen ihren Vater zu bestrafen. Ich kann nicht beschreiben was für Verachtung ihr dieses bey ihren Schwestern und Brüdern, ja selbst bey dem Hofgesinde zuzog, indem sie dasjenige auf Befehl des Vaters zu thun fähig war, was

er sonst nur von einer Magd hätte fordern können. Je lieber sie ihr Vater deswegen hatte, und je mehr Vortheile er ihr vor andern zuwandte, destomehr ward die Eifersucht ihrer Schwestern gegen sie entbrannt, so daß sie keine Gelegenheit vorbey ließen ihr Verdruß zu machen.

Unter denen, die meinem Mann zusprachen, war auch ein alter Edelmann, der bisher viel Geld gesammelt hatte. Ich wollte mich einst seiner Hülfe in Erkaufung eines benachbarten Vorwerks bedienen und bat ihn um einige hundert Thaler, die mir noch an der Kaufsumme fehlten. Er schlug sie mir unter höflichen Endschuldigungen ab. Dieses verdroß mich dergestalt, daß ich ihn mit so viel Mitleiden und Treuherzigkeit bezauberte, als ich für nöthig hielt, ihn um seinen Schatz und den Namen eines guten Wirths zu bringen. Er besuchte mich bald wieder und gab mir öfters Gelegenheit, seine Dienste noch einmal zu verlangen; ich gab ihm aber zu verstehen, daß er mit seiner Hülfe bereits

reits zu spät käme. Den Anfang zu dem Verlust seines Schatzes machte er damit, daß er einige Bettler reichlich beschenkte. Diese säumten nicht, seine Freygebigkeit überall bekannt zu machen und ihm ganze Heere von Bettlern zuzuschicken. Denenjenigen unter ihnen, die noch arbeiten konnten, wieß er unbebaute Aecker an und gab ihnen Geld sie anzubauen und sich mit Vieh und Häusern zu versehen. In der That war dieses Geld unverlohren. Es zog ihm aber doch die Spöttereyen seiner Nachbarn zu, die ihn deswegen mit dem Titel eines treuherzigen Narren belegten, besonders wenn unter zehn dergleichen Kolonisten Einer etwa mit dem Gelde davon ging, ohne die angewiesenen Aecker bebaut zu haben. Er hatte den Grundsatz, daß die Unwürdigkeit der Hülfsbedürftigen Niemanden hindern müßte, aus Mitleiden einmal etwas zu ihrem Besten zu versuchen; daß dieselbe nur ein Vorwand wäre, der uns und andere überredete, daß wir uns immer außer dem Fall der Hülfleistung befänden. Dieser Grundsatz war nicht so bald bekannt, als sich Leute von dieser Art häufig

einfanden und theils um ansehnliche Allmo- sen, theils um Darlehne bathen, die sie nie zu bezahlen gedachten. Hatten sie ihren Zweck erreicht, so machten sie sich auf Kosten dieses Thoren, wie sie ihn nannten, lustig und ver- spotteten seine Freygebigkeit. Sein Schatz war in kurzer Zeit dergestalt erschöpft, daß er sich selbst elend behelfen mußte. Aber auch bey dem wenigen, was er noch hatte, konnte er das Elend eines andern nicht anhören, ohne ihm auch noch damit zu helfen. Er ge- rieth dadurch oft in solche Umstände, daß er selbst fremder Hülfe nöthig hatte. Er mußte aber vielfältig erfahren, daß andere nicht seine Grundsätze hatten, und ihm wegen seiner Freygebigkeit die bittersten Vorwürfe machten. Diejenigen, die ihm ja helfen wollten, rede- ten von Pfändern und Hypotheken und wur- den unwillig, wenn er ihnen sagte, daß er nicht im Stande wäre, etwas zum Pfande zu setzen. Er würde gewiß noch in die elende- sten Umstände gekommen seyn, wenn sich nicht eine dankbare Seele gefunden hätte, die mit ihm hundert tausend Thaler theilte, welche

mit zehn Thalern von ihm in einer Lotterie gewonnen waren. Mit diesen konnte er noch bis an seinen Tod freygebig seyn, ohne wieder ganz arm zu werden.

Ich lebte mit meinem Manne zwar in einer vergnügten aber dabey unfruchtbaren Ehe. Es fand sich bey meinem Manne ein niederträchtiger Freund ein, der mich deswegen seiner Liebe unwürdig schätzte, und ihm allerley böse Anschläge gab, mir das Leben zu verkürzen, um seinen adlichen Stamm nicht ausgehn lassen zu dürfen. Ich erfuhr dieses, und brannte für Eifer, einen so bösen Rathgeber zu bestrafen. Zu dem Ende blies ich seiner Seele eine außerordentliche Ehrlichkeit ein. Jetzt konnte er niemanden Unrecht thun oder leiden sehen, ohne daß er es dem Unterdrücker verwiesen, oder sich des Unschuldigen mit Rath und That angenommen hätte. Ich will keine einzelne Begebenheiten erzählen, wie schrecklich ihm seine Ehrlichkeit belohnt worden. Die Leser mögen dieses daraus schließen, daß sein Eifer Weltliche, Geistliche, Hohe, Niedrige, Reiche, Arme, Kluge und Einfältige, kurz alle gleich stark

betraf,

betraf, sie mochten ihm schaden oder nützen können. Man fand zuletzt in dem Lande, wo er wohnte, für nöthig, ihn eines Verbrechens wider den Staat zu beschuldigen und bis an sein Ende in einer so genauen Verwahrung zu halten, daß er niemanden mehr rathen und beystehen konnte.

Die mehresten von meinen Freundinnen hatten die Mode, unaufhörlich von den Fehlern ihrer Nachbarinnen zu sprechen. Da ich so gern in Gesellschaft von den Fehlern andrer Leute schweige, als ich sie zum besten des ganzen menschlichen Geschlechts öffentlich bestrafe, so hörte ich ihren Erzählungen, denen der Neid und die Verläumdung noch eine schwärzere Farbe gab, kaltsinnig zu und lenkte so viel möglich das Gespräch auf meine Entdeckungen in der Natur und Wirthschaft. Hielt ichs nicht für artig genug mich allein hören zu lassen, so bat ich meinen Mann oder den alten Hofmeister etwas von ihren Reisen oder Beobachtungen zu erzählen, die sie auf dem Landgute, im Walde und auf dem Felde gemacht hatten. Waren Gäste von Erfah-

rung

rung zugegen, so suchte ich diese auf nützliche Gespräche zu bringen. Eine von diesen Freundinnen nahm sich die Freyheit, mir trocken heraus zu sagen, daß sie mich gern österer besuchen möchte, wenn ich nicht gewohnt wäre mit meinen Gästen Schule zu halten. In der That hatte ich nicht Ursache, mich über diesen Verweis zu erzürnen, da sie die Wahrheit gesagt hatte, und die Freymüthigkeit, mit welcher sie ihn gab, hatte in meinen Augen gar zu viel edles, als daß ich mich dafür an ihr hätte rächen sollen. Ich vermuthete, daß ihre beyde Schwestern, die nicht Lust hatten zu lernen, und nicht dreust genug waren, es mir selbst zu sagen, dieses angestiftet haben müßten. Ihr heimliches Lächeln vermehrte diesen Verdacht so sehr, daß ich es für einen vollkommenen Beweis ansah. Die eine von ihnen war noch unverheyrathet, die andere aber eine Mutter von sechs unerzogenen Kindern. An der ersten rächte ich mich dadurch, daß ich ihr die Neigung einflößte von den Fehlern anderer mit dem größten Glimpfe zu urtheilen. Die andere bezauberte ich mit dem Eifer: die Regeln

geln der Erziehung zum vornehmsten Gegenstande ihrer Gespräche zu machen, besonders wenn sie Eltern annoch unerzogener Kinder oder auch andre übel gezogene Leute in Gesellschaften fand.

Die erstere empfand gar bald die übeln Folgen meiner Rache. Wurde jemand eines Fehlers beschuldigt, so war es ihr erstes denselben zu bezweifeln. Hierdurch verwandelte sie das Vergnügen, das sich die Gesellschaft darüber machen wollte, in einen verhaßten Streit. Wer sich der Verläumdung nicht schuldig machen wollte, mußte sich die größte Marter anthun den angeführten Fehler zu beweisen. Doch auch dieses war ihr selten hinlänglich. Sie bemühete sich fast jederzeit die Fehler der andern, aus den Umständen kleiner zu machen, als sie angegeben waren, oder sie als eine Menschenfreundin zu entschuldigen, ja wohl gar zum Vortheil desjenigen auszulegen, der sie begangen hatte. Wußte sie an den Beschuldigten sonst etwas lobenswürdiges; so konnte sie nicht umhin, es bey dieser Gelegenheit zu erheben, und jedem von den Anwesenden einen

guten

guten Begriff von ihm zu machen. Die noch am gelindesten mit ihr verfuhren, ließen gegen sie bloße Zeichen der Verachtung blicken, als gegen eine Person, der es so sehr an Lebensart fehlte, daß sie fähig wäre die angesehensten Leute Lügen zu strafen. Andere ließen es dabey nicht bewenden, sondern bestraften sie mit den empfindlichsten Spottreden. Beschwerte sie sich darüber, so verwies man ihr ihre heuchlerische Partheylichkeit, daß sie die Fehler des einen so glimpflich beurtheilte; und gegen die vermeynten Fehler anderer sogar strenge wäre, daß sie sie in Laster verwandelte. Man machte sich endlich ein Vergnügen daraus, sie nicht einmal anzuhören, sondern ihr jederzeit ins Wort zu fallen, daß sie entweder schweigen oder lächerlich werden mußte. Da sie Empfindungen der Ehre hatte, mußte sie den Umgang mit der großen Welt ganz und gar aufgeben. Ihre übrige Lebenszeit brachte sie mit einigen Weibern, die ihre Denkungsart hatten, ganz in der Stille zu.

Die andre war bey den Regeln der Kinderzucht eben so unglücklich. Wenn von den Fehlern irgend einer Person gesprochen wurde,

so suchte sie die Ursache davon in der üblen Erziehung und glaubte, daß das Frauenzimmer es hierinnen vornehmlich versähe. Man lachte sie dafür aus und versicherte ihr, daß ihre gelehrte Einsichten nie eine Mode allgemein machen würden, die der ihrem Stande schuldigen Ehre zuwider wäre. Gemeine Leute und der Pöbel müssen ihre Kinder selbst erziehen. Personen von Stande aber käme es zu, sich Leute dazu zu halten. Ueberdem hinge der Aufführung in der großen Welt von der Kinderzucht so etwas Schulmeistermäßiges an, welches Standespersonen für den Hof und andre hohe Bedienungen unbrauchbar machte. Dergleichen Urtheile gaben ihr Gelegenheit das Gegentheil darzuthun und zu behaupten: daß Kinder, die nicht von Standespersonen erzogen würden, auch nicht ihre Denkungsart besäßen, und daß die Lehrart bey der Erziehung nicht sowohl in einem gelehrten Unterrichte, als vielmehr in dem guten Exempel bestehen müßte, welches Eltern ihren Kindern geben sollten, denen diese vor allen andern zu folgen geneigt wären. So

nützlich

nützlich und edel auch ihre Gespräche waren, so verhaßt wurde sie, indem sie dem Adel nie zur Kinderzucht Bewegungsgründe geben konnte, ohne ihm seine läppischen Gespräche und Beschäfftigungen zu verweisen, womit er die Zeit hinzubringen pflegt. Man hielt sie für eine Pedantin und vermied sie. Besonders waren die Damen von Adel wider sie aufgebracht, welche in ihren sogenannten Vorlesungen Ungezogenheit und Beleidigungen fanden. Sie wurde daher gar nicht besucht, und wenn sie Besuche abstatten wollte, wurden sie von einer Zeit zur andern verbethen. Ihr Mann, der ein ächter Edelmann war, würdigte sie von jetzt an sehr wenig seines Umgangs und brachte seine Zeit in lustigen Gesellschaften zu, wo ihr Schulmeistergenie am mehresten herhalten mußte. Es zeigte sich aber bald an ihren Kindern, wie vielen Vortheil sie von einer so würdigen Lehrerin hatten. Sie machten der Hand überall Ehre, die sie erzogen hatte und besaßen eine Gesetztheit in ihren Sitten, die manchen vierzigjährigen Personen fehlte. Man begegnete ihnen mit weit meh-

rerer Hochachtung als andern jungen von Adel. Ihr Mann, dem dieses gefiel, fing an sie nunmehr recht lieb zu gewinnen. Ihre Verdienste erwarben ihr sogar den Beyfall und die Belohnung des Hofes. Sie wurde als Erzieherin einer Prinzeßin angestellt. Jetzt war sie ein Gegenstand des Neides. Andere Hofmeisterinnen, die entweder nicht so geschickt waren, oder ihr gar hatten weichen müssen, gaben sich alle Mühe, ihr eine pöbelhafte Erziehung schuld zu geben. Es kostete nicht viel, die Hofleute zu gewinnen, die sie als eine neue für sie nicht viel Gutes bedeutende Erscheinung ansahen. Diese wollten an den Regeln der Kinderzucht, womit sie ihre Gesellschaften, jedoch nur alsdenn unterhielt, wenn das Gespräch auf die Fehler anderer fiel, gar zu viel pedantisches wahrnehmen, welches mit der Zeit auf die Sitten der Prinzeßin einen Einfluß haben könnte. Der Hof wurde überredet, ihr ihr Amt zu nehmen. Sie mußte sich entfernen und war nach der Zeit mehr als jemals ein Spott ihrer Nachbarn.

Neben unserm Landgute war ein fürstliches Amt, dessen Verweser daselbst auf der ersten Stufe von höhern Bedienungen stand. Die erstern beleidigten mich nicht. Ich ließ sie also auch in Frieden höher steigen, ohne ihnen durch irgend eine Tugend den Weg dazu zu verlegen. Einer unter denselben aber schien sich mehr um mich und meine Wirthschaft als um sein Amt zu bekümmern. Um diesen Kitzel zu bestrafen, gab ich ihm ein, den Vortheil seines Herrn mit einer außerordentlichen Treue zu suchen. Die fürstlichen Einkünfte von diesem Amte vermehrten sich nun mit jedem Jahre. Der Wohlstand und die Ruhe der daselbst befindlichen Unterthanen und die Verbesserungen der dazu gehörigen Gebäude und andrer Sachen waren in kurzer Zeit sehr ansehnlich. Es ist wahr, man erkannte bey Hofe die Treue dieses Mannes und selbst die Neider, die er beschämte und fürs künftige in Furcht setzte, konnten sie nicht verdächtig machen. Weil man aber keinen in seine Stelle wußte, der eine gleiche Treue und Geschicklichkeit besessen hätte, mußte er

auf dieser untersten Stufe bleiben und zusehen, daß jüngere unterdessen die höhern Ehrenstellen bestiegen und ihm Befehle gaben. Er glaubte, daß er noch nicht treu genug wäre. Er sparte also nichts, um sich recht hervorzuthun, allein um so vielmehr Ursache fand man, ihn nicht weiter zu befördern. Die Anstrengung seiner Kräfte und ein heimlich zehrender Gram zogen ihm ein hitziges Fieber zu, woran er in der besten Blüthe seiner Jahre starb.

Nachdem ich mit meinem Manne in der besten Ehe dreyßig Jahre gelebt hatte, starb er. Sein Hofmeister war einige Jahre vorher gestorben, und nur mich allein ließen sie zurück; aber ich erwarte sehnlich den Zeitpunkt, wo ich wieder bey ihnen seyn werde.

Der
Burggeist.

Eine
Koboldsgeschichte.

In der Grafschaft Tyrol liegt ein bekanntes Bergschloß Salurn genannt, welches jedem Vorüberreisenden sogleich in die Augen fällt, und den Herrn Antiquitätenjägern nicht sehr schwer zu ersteigen wird. Von diesem Schlosse hat man eine Menge Sagen und Traditionen, wovon ich jetzt nur die mittheilen will, welche mir das mehreste Interesse zu haben scheint, und die von den Einwohnern der umliegenden Ortschaften uno ore so erzählt wird:

Im Jahr 1688 ging ein Bürger, Namens Christoph Pezeber, aus dem Orte St. Michael, in Verrichtungen nach dem Städtchen Salurn. Da nun der Weg dahin dicht vor den Ruinen nur benannten Schlosses vorbeygeht, von welchem dieser

Mann immer so viel hatte erzählen hören, so war es eben nicht zu bewundern, wenn ihm ein Gelust ankam, dieses merkwürdige Gebäude bey dieser Gelegenheit etwas genauer zu besehen.

Er stieg daher hinauf, durchkroch alle Winkel desselben und bemerkte endlich eine Treppe, welche, wie er glaubte, in einen Keller führte. Seine Neugierde spornte ihn, auch diesen nicht ununtersucht zu lassen. Er stieg muthig hinunter, und fand, daß er sich nicht geirrt hatte; es war wirklich ein Keller. Er bedurfte keines Lichts, weil die Sonne gerade so viel Hellung hinein warf, daß er jeden Gegenstand rund um sich sehr genau erkennen konnte.

Zu beyden Seiten des Kellers lagen achtzehn Fässer, wovon jedes, seines Bedünkens nach, funfzig Irren nach dasigem Gemäße halten mochte. Die zwey vordersten waren mit erforderlichen und darunter stehenden Traufkübeln versehen, daß also einem Dur-

stigen

LB Coburg

stigen weiter nichts als ein Trinkgeschirr zur Löschung seines Durstes gefehlt hätte. Dem Bürger kam eine Lust an, den in diesen Fässern befindlichen Wein zu kosten, er drehete also den Hahn und wurde mit Erstaunen gewahr, daß wirklich Wein wie Oel in das darunter stehende Gefäß floß. Es ärgerte ihn, daß er kein Geschirr bey sich hatte, worinn er seinem Weibe und seinen Kindern etwas von diesem Labetrunke mitbringen konnte. Er zweifelte nicht, daß dieser Wein ihm bescheert sey, und dachte daher nur auf Mittel, wie er ihn auf eine gute Manier nach Hause schaffen konnte.

Nachdem er nun einen guten Trunk aus dem einen Traufkübel gethan hatte, begab er sich nach dem Städtchen Salurn, kaufte sich nach verrichteten Geschäfften zwey große irdene Flaschen nebst einem Trichter, und wanderte sodann noch vor Untergang der Sonne mit diesem Apparat muthig auf das Schloß zurück.

Hier fand er noch alles in der Ordnung, wie er es verlassen hatte. Er füllte daher

ungesäumt seine Flaschen, und wollte bereits mit seiner Ladung den Keller wieder verlassen, als er an der Treppe einen alten Mann in einem kurzen schwarzen Rocke, langen Barte, kahlen Kopfe und ledernen Käppchen an einem Tischchen sitzen sah, der eine Schiefertafel vor sich liegen hatte, und dem Anschein nach in einer sehr wichtigen Rechnung begriffen war.

Dem guten Bürger sank jetzt auf einmal der Muth, und er hätte gern seine Flaschen zurück gelassen, hätte er nur auf eine gute Manier ungesehen wieder aus dem Keller entwischen können. Allein dazu sah er gar keine Möglichkeit: denn der alte Schorkopf, hatte sich gerade so gesetzt, daß der Bürger, wollt' er zu entfliehen suchen, Gefahr lief, ihn über den Haufen zu stoßen.

Er hielt also für's Beste, den Alten wegen seines Diebstahls reumüthig um Verzeihung zu bitten, und ihn dahin zu vermögen, daß er ihn ungehindert gehen ließ. Dies

that er denn auch. Er warf sich vor dem Alten auf die Kniee nieder, und versicherte ihn, daß er sich in seinem Leben nicht wieder nach seinem Weine gelüsten lassen wolle, wenn er ihm nur diesmal pardonirte und ungestraft zu seiner Frau und seinen Kindern ziehen ließe.

Der Alte schien das sehr gut aufzunehmen „komm so oft du willst, und du sollst allemal bekommen, so viel dir und den deinigen Noth thut," sagte er lächelnd und verschwand.

Dem Bürger wurd' es auf einmal ganz leicht um die Brust. Er eilte mit seiner Bürde so schnell er konnte davon, und kam glücklich damit bey seiner Frau an, der er genau erzählte, was ihm auf seiner kleinen Reise alles begegnet war.

Diese wollte Anfangs durchaus nicht von dem mitgebrachten Weine trinken; als sie aber sah, daß ihr Mann sich in diesem edlen Safte sehr gütlich that, schwanden zuletzt ihre Bedenklichkeiten. Sie that ihrem Gatten Bescheid, und fand diesen Labetrank für

ihren

ihren Gaumen so behaglich, daß sie beynahe in die Versuchung gerathen wäre, ein Gläschen auf die Gesundheit des Gebers dieses Guten zu trinken.

Der gute Pezeber war nicht karg mit seinem Weine. Er hatte die Versicherung, daß er so oft wieder kommen durfte, so oft seine Flaschen geleert seyn würden, und wußte sich dieser Erlaubniß so gut zu bedienen, daß selten eine Woche verstrich, wo er nicht nach Salurn wanderte, um seine Flaschen von neuem zu füllen.

So verstrich ein ganzes Jahr. Meister Pezeber that sich mit seiner Familie immer sehr gütlich, und seine Flaschen glichen beständig dem nie versiegenden Oelkruge der Wittwe im Evangelio. Er sah immer auf Vorrath und war endlich so thöricht und bewirthete auch ein paar seiner Nachbarn mit dem Weine, den er nach der Vorschrift des Schenkers doch nur mit seiner Familie verzehren sollte.

Die Nachbarn ließen sich den Wein auch recht wohl schmecken, und konnten sich nicht genug darüber verwundern, daß der arme Schuster Pezeber ihnen mit einem Glase Wein aufwarten konnte, desgleichen in der ganzen Gegend keiner zu bekommen war, und der wegen seiner außerordentlichen Güte auf kaiserliche Tafel aufgesetzt zu werden verdiente. Sie sahen einander bedenklich an, und kamen endlich gar auf die Vermuthung: Nachbar Pezeber möchte wohl durchreisende Fuhrleute beherbergen, und statt der Zahlung Wein nehmen, oder wohl gar ohne ihr Wissen sie drum betrügen.

Da nun insgemein die nächsten Nachbarn auch die nächsten Feinde zu seyn pflegen; so darf man sich wohl nicht wundern, wenn der gastfreye Meister Pezeber schon des andern Tages mit Weib und Kindern aufs Rathhaus geholt wurde, um auszusagen, wie er zu dem Weine gekommen sey?

Man befragte ihn scharf und drang so sehr in ihn, daß er, ob er gleich einsah, daß

es nunmehr mit seinen Weinhohlen wohl ein Ende haben würde, sich endlich doch genöthigt sah, sein Abentheuer mit allen Umständen der neugierigen Obrigkeit zu entdecken.

Die ehrsamen Mitglieder des edlen Raths schüttelten ob dieser Erzählung die wohlweisen und großperückten Köpfe, noch mehr aber über den Wein selbst, den sie als ein Corpus delicti nach ächtem Gerichtsgebrauch aufs Rathhaus hatten hohlen lassen und so vortreflich gefunden hatten, daß sie einhellig versicherten: sie könnten sich nicht entsinnen, ihn je so gut getrunken zu haben. Der Bürger Pezeber mußte seine Aussage eydlich erhärten, und erhielt — weil der Hochedle Rath auch seiner werthen Familie gern diesen Labetrunk zu kosten geben wollte — die gerichtliche Auflage: noch einmal mit seinen Flaschen auf das Schloß zu gehen, und den dort gezapften Wein statt der aufgelaufenen Gerichtskosten auf das Rathhaus zu liefern.

Ob nun gleich Meister Pezeber im voraus sah, daß seine Mühe diesmal vergeb-

lich

lich seyn würde, so mußte er, wollte er sich den Rath nicht zum Feinde machen, nothgedrungen den Befehl befolgen.

Er kam glücklich auf dem Schlosse an, und fand zu seiner innigen Freude noch alles im vorigen Stande. Er stieg eilig hinunter in den Keller, füllte in der Geschwindigkeit seine Flaschen, und wollte sich eben wieder zurück begeben, als er mit Schrecken unfern der Treppe den nehmlichen alten Mann erblickte, den er hier schon einmal gefunden hatte.

Er saß abermals an einem kleinen Tischchen, und war eben wie damals mit Rechnen beschäfftigt. Allein die Rechnung schien diesmal geendigt zu seyn: denn kaum hatte sich der erschrockne Bürger umgekehrt; so stand der alte Mann auf, durchstrich alle auf der Tafel befindliche Zahlen mit einem Kreuz, ging zu einem kleinen Kasten, öffnete ihn und nahm stillschweigend dreyßig Goldstücke heraus, wovon jedes in der Größe eines Laubthalers

thalers war, und die er sodann Meister Pezebern in den Huth warf.

Letzterer wunderte sich über die Freygebigkeit seines Wohlthäters, und dankte schon dem Himmel, daß er so glücklich von seiner Furcht befreyt wurde, als ersterer den Stuhl, worauf er vorher gesessen hatte, in die Mitte des Kellers setzte, eine große Ruthe hervor zog, und sodann dem Bürger durch Mienen zu verstehen gab, daß er seinen Rücken entblößen und sodann sich bequemen möchte, sich auf den vor ihm stehenden Stuhl zu setzen.

Der Bürger bath seinen Wohlthäter auf den Knieen, ihm nur diesmal zu verzeihen; allein er war unerbittlich, und faßte ihn, da er sich durchaus nicht einer so kindischen Behandlung unterwerfen wollte, beym Schopf, kleidete ihn aus, stauchte ihn auf den Stuhl und zerhieb ihn mit der ziemlich starken Ruthe den Rücken dergestalt, daß das Blut davon herunter rann.

„Nun geh," sagte nach vollbrachter Execution der alte Schorkopf, „und laß dich, so lieb dir dein Leben ist, nie wieder hier blicken. Du hättest eigentlich für deinen Ungehorsam, daß du meinem Verbote ungeachtet auch Fremden von deinem Weine zu trinken gegeben, eine noch härtere Bestrafung verdient; allein um deines Weibes und deiner Kinder willen, mag es hierbey sein Bewenden haben. Den Wein und das Geld nimm mit. Erstern liefere dem Rathe ab; letzteres aber behalte für dich, und wende es ja wohl an, willst du nicht mehr Schaden als Nutzen davon haben. Geh und laß dich nicht gelüsten wieder hieher zu kommen."

Der Alte verschwand und der Bürger von Salurn zog so gut er konnte seine Kleider wieder über den gepeitschten Rücken und trat dann mit seinem Gelde und Weine versehen gemach seinen Rückweg an.

Sein Weib kam ihm bis in die Thüre entgegen, merkte aber bald aus seinem fin-

stern Gesichte, daß ihm etwas widriges begegnet seyn müßte. Sie fragte ihn daher um die Ursach, konnte aber lange nichts von ihm erfahren. Endlich aber konnt' er doch nicht länger schweigen. Er erzählte ihr offenherzig, wie übel ihm seine Gastfreyheit bekommen wäre, und wies ihr zu mehrerer Bekräftigung seiner Aussage seinen Rücken, der ganz mit Blut unterlaufen war, und auf welchem folgende lateinische Buchstaben H. M. C. T. sehr deutlich zu lesen waren.

Nun konnte freylich die gute Frau nicht länger an der Wahrheit dieser traurigen Geschichte zweifeln. Sie bezeigte ihr herzliches Mitleid mit ihrem Gatten, und rieth ihm, den leidenden Theil seines Körpers ein wenig mit dem mitgebrachten Weine zu waschen. Allein Meister Pezeber, dem die Worte seines ehemaligen Wohlthäters noch sehr deutlich in den Ohren klangen, trug Bedenken seiner Obrigkeit das ihrige zu entziehen, und lieferte den Wein ab, wie er ihn erhalten hatte. Er ermangelte auch nicht bey dieser Gelegenheit

dem

dem Hochedlen Rath zu erzählen, wie theuer ihm der Wein zu stehen gekommen sey, und machte dadurch die Neugierde dieser Herren so rege, daß sie endlich sogar den Wunsch äußerten, ihnen doch die auf seinem Rücken befindlichen Hieroglyphen besehen zu lassen.

Meister Pezeber ließ sich hierzu bereitwillig finden, und der gesammte Hochweise Rath staunte nicht wenig, als sie die vier Buchstaben erblickten. Allein keiner war so glücklich, ihren verborgenen Sinn zu errathen, ausgenommen der Herr Aktuarius, der ein starker Diplomatiker war, und in einer sehr gelehrten Rede bewieß, daß die Buchstaben H. M. C. T. nichts mehr und nichts weniger anzeigen könnten, als die so bekannten lateinischen Worte: Hodie mihi, cras tibi, die man auf so vielen Leichensteinen eingehauen fände, und auf gut deutsch: heute an mir, morgen an dir, hießen.

So wenig diese Interpretation denen übrigen Gliedern des Hochedlen Raths auch

in die Köpfe wollte, so war doch keiner so indiskret den Herrn Aktuarius eines andern zu überführen. Man nahm erstere als richtig an, und schien sich übrigens wenig darum zu bekümmern, was wohl der wahre Sinn dieser merkwürdigen Worte seyn möchte.

Der Bürger wurde entlassen; der Wein aber zurück behalten. Vier Wochen nachher war neue Bürgermeisterwahl. Da es nun hierbey immer solenn herzugehen pflegt, so war wohl nichts natürlicher, als daß nur erwähnter Wein bis dahin aufgehoben wurde.

Der Tag erschien und die Feyerlichkeiten nahmen ihren Anfang. Alles, was nur in etwas zur Familie der Rathsglieder gehörte, wurde zur Gasterey eingeladen. Man setzte sich zu Tische und ließ sich die aufgetragenen Gerichte recht wohl schmecken. Besonders aber mundete allen der Wein, und sein Lob strömte von allen Zungen. Die besten Weinkenner versicherten, daß er den Nierensteiner und Johannisberger weit übertreffe, und der

gestrenge Exconsul bedauerte nichts mehr, als daß er dem Bürger Pezeber nicht aufgelegt hatte, statt zwey Flaschen zwey Stückfässer von diesem edlen Rebensafte zu füllen.

Die Gesellschaft ging erst spät und mehrentheils wohl bezecht auseinander. Fast jeder fühlte beym Hinweggehen die Füße ungleich leichter als den Kopf und selbst der gestrenge Herr Exconsul war davon nicht ausgenommen. Er schlich sich daher ganz stille an den Häusern weg; konnte aber, trotz aller Mühe die er sich gab, dennoch seine Wohnung nicht finden. Dies fiel ihm auf. Er erinnerte sich, oft mehr getrunken und doch seine Wohnung gefunden zu haben. Er war daher völlig der Meynung, daß ihn etwas bethört haben müsse.

Unterdessen gab er noch nicht alle Hoffnung auf sich endlich doch zurecht zu finden. Er wankte aus einer Straße in die andere, und kam endlich vor ein Haus, das ihm ganz unbekannt war, in dessen Unterstube er aber noch Licht brennen sah.

Er klopfte ohne Bedenken an und fragte den Mann, der zum Fenster heraus sah, ob er nicht so gut seyn und ihn nach Hause führen wolle? Der Mann war auch gleich bereitwillig dazu. Er nahm den Herrn Bürgermeister unter den Arm, führte ihn Straße auf und ab, und öffnete ihm endlich die Thür eines Hauses, das, so viel der bedüsterte Herr Bürgermeister in der Dunkelheit erkennen konnte, seiner Wohnung ziemlich ähnlich sah. Allein kaum hatte er den Fuß über die Schwelle gesetzt, so bemerkte er beym Schein einer brennenden Lampe, daß ihn sein Führer irre geleitet hatte.

Er befand sich in einem Gewölbe, das rund um mit Weinfässern umschanzt war, und in dessen Mitte ein alter Mann an einem Fasse lehnte, der gerade so aussah, als ihm jener Bewohner des Bergschlosses von dem ehrlichen Schuster war beschrieben worden. Sein kurzes Haar sträubte sich mächtig unter der großen schön gepuderten Perücke empor. Seine Einbildungskraft stellte ihm Meister

Peze=

Pezebers zerhauenen Rücken sehr lebhaft vor die Augen. Er ahndete gleiche Behandlung und würde sich gewiß eilig wieder entfernt haben, hätte er nicht die Thüre sehr sorgfältig hinter sich zuschließen hören. Er sah sich also gezwungen zu erwarten, was man mit ihm vornehmen würde.

Der Alte ließ ihn auch nicht lange in banger Ungewißheit über sein Schicksal. Er hohlte eine Ruthe hervor, die noch etwas wichtiger zu seyn schien, als jene, von der die Spuren noch immer sehr deutlich auf Meister Pezebers Rücken zu sehen waren, und gab sodann dem am ganzen Leibe zitternden Bürgermeister durch Zeichen zu verstehen, daß er geruhen möchte, seinen Rücken zu entblößen und sich sodann über das am Boden liegende Weinfaß zu legen. Man kann sich denken, daß der Herr Bürgermeister gegen ein solches Verfahren möglichst protestirt und appellirt haben wird; allein das half ihm nichts. Er mußte sich dem Willen des Burggeistes unterwerfen, und erhielt eine noch

reichlichere Portion Streiche, als weyland Meister Pezeber erhalten hatte. Ja der Geist war mit dieser Rache noch nicht einmal zufrieden. Er spundete den jämmerlich zerhauenen Herrn Bürgermeister nun auch noch in ein leeres Weinfaß, worinn dieser zwey volle Tage fasten mußte, eh' er wieder daraus befreyt wurde.

Die übrigen Personen, welche von dem auf dem Bergschlosse gezapften Weine getrunken hatten, bekamen einen so entsetzlichen Aussatz, daß niemand sich getraute sich ihnen auf drey Schritte zu nähern.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geister-, Zauber-, Hexen- und Kobolds-Geschichten

Bd.: 4. (1795). - 296 S.

1795

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12/22
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940725-0